Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 27 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **13. Dezember 1907**

Maximilian Harden.*)

Es ist die banalste und ordinärste aller Verdächtigungen, wenn einem bedeutenden Menschen nachgesagt wird, ihm sei es nicht um die allgemeine Sache zu tun, sondern nur um seine privaten Interessen. Wer so redet, hat wohl noch nie überlegt, wie notwendig der persönliche Kalkül für alle sachlichen Zwecke ist, und daß in energischen Charakteren Person und Sache einander decken bis ins privateste Seeleneckchen. Hardens hervorragende Bedeutung für die öffentliche Urteilsbildung wird wohl von niemandem geleugnet werden; daß seine Feinde nach Kräften schimpfen, ist ebenso selbstverständlich wie der Beifall der Freunde, und Harden weiß aus seinem Shakespeare, wie wohlfeil alle Gründe sind. Der unbefangene Zuschauer freut sich, daß ein politischer Frondeur von so privater Autorität in unserer ach so sozialen Epoche überhaupt noch dauernd möglich ist; geraten doch selbst die Parteien der Aristokraten vor lauter gemeinnütziger Interessenpolitik immer mehr ins Demagogische. Da darf die Nation sich gratulieren, die einen solchen Hecht im Karpfenteich hat.

R. Dehmel.

Ich bin seit 15 Jahren mit Harden befreundet: also bin ich von der Integrität seines Charakters überzeugt.

Ueber alles andere, was an dem Prozesse drum und dran hängt, kann und dürfte ein Außenstehender nicht urteilen.

Max Liebermann.

Hardens politischer Ernst, sein Verantwortlichkeitsgefühl, sein Wille zum Positiven stehen für mich außer Zweifel. Das Verhalten der Preßleute gegen ihren durch Talent und Leidenschaft außerordentlichen Kollegen ist miserabel.

Thomas Mann.

Sie fragen an, was ich von Maximilian Harden denke? Ich denke, daß auf Harden ebensowenig ein Tadel fällt, wie auf jeden Künstler, der sein Material mit Geist ver-

*) Hier die Stimme von einem Dutzend Männern, die den Mut haben, ihrer Ueberzeugung auch da Ausdruck zu geben, wo sie wissen, damit der öffentlichen Meinung, die eine verlogene Presse irreführte, ins Gesicht zu schlagen. Der „Morgen“ steht weder direkt noch indirekt in einem Verhältnis zu Maximilian Harden, wie's verschiedene Blätter immer wieder behaupten. Wir sind eine unabhängige Wochenschrift, wie es die „Zukunft“ ist. Wir brauchen Harden so wenig wie Harden uns. Wir möchten ihn in unserem öffentlichen Leben nicht missen, da wir mit ihm wünschen, daß „Recht Recht bleibe im deutschen Vaterlande, daß Wahrheit Wahrheit bleibe“.

A. L.

arbeitet, und Hardens Material ist die politische Welt, der er seine klugen und geistvollen Impulse widmet.

Wenn ein Mann geistvoll handelt, hat er das Recht, alles zu behandeln, und er selbst bleibt dabei schuldlos, wie der heilige Geist selbst.

Max Dauthendey.

Wie ich über Harden denke?

Es ist über 15 Jahre her, daß ich Harden kenne. In ihren Anfängen war mir seine Weise zuwider. Viel Manier im Wortewählen, viel artistische Auftrumpferei in der dialektischen Erledigung einfacher Dinge und dazu diese Neigung zum Auskramen von Belesenheit in den verschollensten Sparten internationalen Schrifttums: niemals hatte ich in deutschem Schreibwerk so viel prunkenden Aufwand gesehen. Auch nie so viel Kunsttanz, wo ich ruhig festen Schritt gewohnt war.

Hinter diesem grellen Aeußeren lag aber etwas, das innerlich fesselte, das zum Verweilen und Nachgehen zwang. Etwas ungemein Geistiges, Ueberlebendiges, das mit den hergebrachten Worten und Gefügen in seinen feinen Nuancen nicht leicht zu bannen war.

Und im hingebenden Beobachten und treuen Prüfen kam ich zu dem Schluß: Ist das nicht meine und deine Natur, so ist's doch nicht Unnatur — es ist Hardens Natur, das Phänomen einer ganz seltsamen künstlerischen Zusammenwirkung und Ineinanderwebung schwer verträglicher Kräfte zu einer Einheit mit schärfstem Persönlichkeitsakzent. Ein ehrlicher Mann als zungenzwingender Hexenmeister, ein aufrechter Kamerad von lauterstem Charakter im Zaubermantel, ein kühner Degen, unermüdlich im Dienste höchster Kultur, mit den Posen spielerischen Zeitvertreibs — ist das ein alltägliches Erlebnis?

So mußte ich aus reinem Interesse an einer seltenen Menschenspielart diesen ungewöhnlichen Vertreter reichsdeutscher Hochkultur im modernen Schrifttum schätzen, mehr noch, ich mußte ihn liebgewinnen. So selten ich auch Gelegenheit hatte, in weiten Zeitabständen, Harden zu sehen und zu sprechen, es war mir jedesmal ein Genuß. Er ist mir eine der sympathischsten Gestalten in der europäischen Tagespresse als starker Künstler von reifer Menschlichkeit.

Daß seine Kampfesweise oft die Massen verwirrt und schwache Köpfe zu Irrtümern reizt, die Tagesmeinung gewerbsmäßiger Schreiber beunruhigt und die Gehässigen gegen seine sittliche Intaktheit aufbegehren läßt, ist kein Zeugnis gegen ihn.

Michael Georg Conrad.

In Maximilian Harden verehre ich den größten deutschen Publizisten. Seine Ueberzeugungstreue ist für mich über jeden Zweifel erhaben. Als die vornehmste und edelste seiner Eigenschaften aber schätze ich die glühende Feuerseele, die verzehrend in einem schmächtigen Körper lebt. Unrecht und Leiden anderer verwandeln sich bei ihm in eigenes Leiden. Seine schriftstellerische Tätigkeit gleicht den Schmerzensäußerungen eines Menschen, der auf der Folter liegt. Aus dieser Tatsache erklärt sich wohl auch die leidenschaftliche Erbitterung, mit der er kämpft. Uebrigens möchte ich mit diesen Zeilen bei Maximilian Harden nicht den Anschein der Anmaßung erwecken. Ich betrachte es als eine Ehre, meiner Ueberzeugung Ausdruck geben zu dürfen.

Frank Wedekind.

Maximilian Harden hat meine ganze Verehrung und Bewunderung, seitdem ich erkannt habe, daß seine einzigartige Begabung als Publizist im Dienste leidenschaftlich-ehrlicher Ueberzeugung steht und, weit entfernt davon, sich an Augenblickserfolgen genugzutun, die zumeist durch Kompromisse eropfert werden müssen, von einem sehr ernsten Kulturgewissen geleitet wird, das sich keine seiner als notwendig erkannten Forderungen abhandeln läßt und, aus dem Innersten eines sehr ernsten, streng an seiner Vervollkommnung arbeitenden Menschen kommend, beträchtlich weitere Perspektiven erfaßt hat, als es bei politischen Schriftstellern die Regel zu sein pflegt.

Die Entwicklung Hardens ist ein schönes und ermutigendes Beispiel dazu, wie der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst. Eine Weile konnte man wohl glauben, er treibe Spiegelfechterei und bilde nichts aus, als sein Talent des verblüffenden Fleuretstoßes, — ohne Bild gesprochen: seine Gabe, eine andere Meinung als die der Mehrzahl elegant und berauschend zu vertreten. Man konnte vermuten, er gefalle sich in der Rolle des starken Geistes als Allesbesserwisser und zwinge sich daher immer einen Standpunkt außerhalb der gewöhnlichen Linie ab. Es ist möglich, daß eine Neigung dazu in seinem Wesen liegt. Das, was man seine „Manierthertheit" als Stilist nennt, kann in dieser Meinung bestärken. Beobachtet man aber, wie streng diese Manier sich zu einem wirklichen persönlichen Stil entwickelt hat, und wie ungebrochen logisch die Linie seines Widerspruchs auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens läuft, und betrachtet man dazu (was seine Gegner gerne übersehen) einmal: wie oft er mit seinem Widerspruch recht behalten hat, ohne etwa deshalb nun von seinem Standpunkt abzutreten (wie er doch tun müßte, wenn es ihm wirklich bloß darauf ankäme, „anders" zu sein), und dann: wie vieles (und was) er durch Bejahung gefördert hat, — so wird man bekennen müssen, daß dieser Mann im Grunde alles andere eher ist, als ein Effekthascher und Virtuos der polemischen Geste, nämlich ein Deutscher im Sinne Richard Wagners: der eine Sache immer um ihrer selbst willen tut. Wenn trotzdem eine gewisse Eitelkeit den Untergrund seines Wesens bilden sollte, so wäre es um so erstaunlicher, wie ganz er nun im Ernste einer Aufgabe aufgegangen ist, die einen bis zur Selbstaufopferung leidenschaftlichen Arbeiter erfordert, einen geistigen Gecken aber, wenn ein solcher sich überhaupt an sie wagen könnte, sehr bald entmutigen müßte, da sie wahrhaftig nicht dazu geeignet erscheint, leichte Triumphe von Eitelkeit herbeizuführen. Die Rederei von seiner Eitelkeit beruht aber wohl lediglich auf der beflissen oberflächlichen Psychologie jener Sorte von Leuten, die, wo immer Berühmtheit und äußeres Wohlergehen sich als „Lohn" für energische Entfaltung besonderer Kraft einstellt, sich mit diesem ihnen anscheinend unangenehmen Phänomen nur dadurch abzufinden wissen, daß sie wenigstens die Motive des Erfolgreichen herabsetzen und beteuern, er strenge sich durchaus nicht bloß wegen der Anstrengung an. Meiner Empfindung nach ist Harden keineswegs eine eitle Natur. Ich halte ihn nicht einmal für besonders ehrgeizig, wenngleich wohl auch ihn ursprünglich „des Ruhms lockender Silberklang" in die Literatur gerufen hat. Das Wesentliche an ihm scheint mir vielmehr jener „große Zorn" zu sein, wie wir ihn ähnlich bei Ludwig Börne finden, — ein Erbteil vielleicht von den wilden jüdischen Propheten, die sich gegen die Erbärmlichkeit ihrer Zeit empörten und dem Volke sowohl wie den Königen grimmig den Text lasen. Kein Zweifel: Harden kann besser hassen

als lieben. Er hadert mit Gott und der Welt lieber, als daß er aus Menschenliebe das Geringste von dem abließe, was er für recht hält. Das „erbärmliche Behagen" im Halbundhalben, das Fürliebnehmen mit einer Abschlagszahlung, wenn man das Ganze nicht haben kann, die hurtige Fähigkeit, Mittelmäßigen dieselbe Krone zu reichen, die vordem überragender Größe zugehörte, kurz alles das, was schon Börne am Jüste-Milieu unerträglich empfand, ist ihm höchst zuwider. Er ist Anti-Philister von Grund aus, eine aristokratische Empörernatur, Fanatiker der Echtheit, unversöhnlicher Feind alles Aufgeblasenen, aller Größenallüre, alles Talmitums; wie sehr er sich als Politiker auch zum Realismus im Bismarckschen Sinne bekennen mag, ist er doch (und das ist kein Widerspruch) im Grunde Idealist. Aber er ist keiner von den sanften, seligen, die, weil sie „an die Menschheit glauben", den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, sondern einer von den zarten, klaren, die an Helden glauben und nicht müde werden, Heldenbilder aufzurichten. Darum stört und ergrimmt es ihn so sehr, alle Sockel mit Puppen von der Art besetzt zu sehen, zu welcher Jesaias sprach: „Siehe, ihr seid aus nichts, und euer Tun ist auch aus nichts; und euch wählen ist ein Greuel."

Fiesole, im Dezember 1907. Otto Julius Bierbaum.

Ich will wirklich versuchen, ob ich ein gutes Wort über Hardens Wahrheitstreue schreiben kann, denn so, wie er behandelt wird, empört mich.

Also von Rom aus. Ihr Björnstjerne Björnson.

Ihre Frage, „ob wir es bei Maximilian Harden mit einem Manne zu tun haben, der seine zweifellos hervorragenden Gaben zum Zwecke des allgemeinen Wohles verwendet, oder ob er sich ihrer lediglich in seinem Privatinteresse bedient", kommt mir in ihrer Oberhälfte so kindlich vor, daß eine ernsthafte Antwort darauf mir nicht nötig scheint. Arno Holz.

Sie werden mir die Antwort gewiß erlassen, wenn Sie die — na! sagen wir idyllische Kuriosität vernehmen, daß ich, meines Wissens, niemals einen Aufsatz oder Artikel von Harden gelesen habe. Von seiner „Zukunft" hatte ich vor ungefähr zehn Jahren ein paar Hefte in Händen, als eine Streitsache über das Verhältnis von Nietzsche und Brahms zwischen einem Jünger Nietzsches und mir in diesem Wochenblatte ausgetragen wurde, bei welcher Gelegenheit Herr Harden, wie ich mich wohl erinnere, sich zwischen den Gegnern als unparteiisch gerechter Kampfwart bewährte. Nur die ganz allgemeine Bemerkung kann ich mir gestatten, daß — wenigstens auf dem Gebiete des öffentlichen Wortes — ein reich veranlagter Mensch, auch wenn er nur seinem Privatinteresse dient, nolens volens die Zwecke des großen Ganzen erfüllt. Endlich — wo wir zweifeln, sei Wohlwollen uns näher als das Gegenteil, eingedenk des Hamletwortes: Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher? J. V. Widmann.

Gewiß beistimme ich Ihnen in den starken und ernsten Worten, die Sie über den Beruf und auch die Pflicht der Dichter in Ihrem hochgeschätzten Briefe gesagt haben. Gewiß bin ich auch der Meinung, daß die Frage, die Sie aufgestellt haben, von höchstem Interesse und Bedeutung ist.

Wenn ich jedoch darauf verzichten muß, auf diese Frage eine Antwort zu geben, so hängt dies damit zusammen, daß ich mich sehr antipathisch fühle, wenn Dichter oder Nichtdichter mit leeren Phrasen eine Enquete abfertigen und dabei sind, nur weil sie gern wünschen etwas Reklame für ihre eigene Wenigkeit zu machen.

Das wäre mit mir der Fall, wenn ich hier auftreten sollte. Denn über Harden weiß ich tatsächlich allzuwenig, um ein ernsthaftes Urteil über ihn wagen zu können.

Nehmen Sie mir also nicht übel, daß ich Ihren liebenswürdigen Brief mit einem Nein beantworten muß. Und nehmen Sie, verehrter Herr Doktor, meinen unbekannten und doch nicht unbekannten Gruß, indem ich zeichne

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Gustaf af Geijerstam.

Harden: Bezeugen Sie ihm meine grenzenlose Hochachtung; ihm seine Bedeutung im germanischen Leben zu sagen, ist nicht nötig, die kennt er selbst. Er hält einmal in der Woche eine „Rede an die deutsche Nation" und wird gehört. Sollte er je zum Giftbecher verurteilt werden, wäre es für Sokrates' Verbrechen. „Ich bin nicht Athener (Deutscher), ich bin Weltbürger." Sagen Sie ihm, daß ich es für eine Ehre halte, an einer Ecke seiner Werkstätte mit ihm haben arbeiten zu dürfen.

Das ist meine einfache Ansicht, die ich nicht unterdrücken kann.

August Strindberg.*)

Wenn ich in dem Scherbengericht, das Sie von einem internationalen Dichterareopag über Maximilian Harden veranstalten lassen wollen, mein Votum mit einem kräftigen „Pro reo" abgebe, so geschieht es, weil ich in ihm die Persönlichkeit liebe. Alles andere ist mir vollkommen gleichgültig. Ob „seine Ziele und Gründe höchst patriotische und rein politische, oder ob sie rein persönliche" sind, das berührt mich gar nicht. Ueber das, was moralisch ist oder nicht, bin ich der allerunkompetenteste Richter, weiß ich doch zu genau, was diese „Moral", die auf jedem Fleckchen unserer Erde eine andere ist, wert ist. Ein Spielzeug für Kinder und Trottel! — Mögen deutsche Richter diesen Mann verurteilen oder freisprechen — das geht mich nichts an. Er bleibt doch, was er ist: eine große Intelligenz und eine starke Persönlichkeit. — Und deshalb liebe ich ihn.

Hanns Heinz Ewers.

Kann es einen Menschen geben, der selbst etwas macht und das Werk dieses Mannes nicht grüßt, diese bis an den Rand mit Arbeit gefüllten Tage nicht ehrt, dieses Wissen, diesen Fleiß, dieses Wollen und Können, diese Bravour nicht bewundert?

Sein Leben steht unter einem ewigen Auge. Bismarck. Immer wieder entzündet sich an diesem Licht Hardens Glauben an seine politische Sendung. Er hält eine

*) So hat sich Strindberg seinem deutschen Uebersetzer, Emil Schering, gegenüber geäußert, der diese Aeußerung bereits veröffentlicht hat. Indem er sich heut auf sie beruft, beweist er, daß er ihr treu blieb.

Fackel in Händen und will in alle Winkel leuchten. Das mag die eigene Gestalt zuweilen in Dunkel hüllen, oder in vielen Farben erschillern lassen, aber echt und rein ist die Farbe, die er selbst bekennt.

Er ist ein Idealist; kein matter, der auf zu steilem Wege ins Knie bricht, sondern ein heftiger, der oft über sein Ziel hinausschwirrt, aber stets ein hohes Ziel erkennt. Treuen und starken Herzens muß er sein, von zornigem Kampfesmut beseelt, wie ein Recke. Der Staub, den sein Wagen aufwirbelt, kann seine reinen Absichten nur verhüllen, aber nicht beschmutzen.

Dankbar sollten ihm Dichter sein. Dieselbe Stimme, der zu lauschen sie gewohnt sind, wenn es die Kunst gilt, ertönt auf anderen, der Poesie fernen Gebieten so laut und eindringlich, daß ein schlummerndes Interesse erwacht. Viele kommen aus Träumen und nehmen teil an Rat und Tat. Harden lehrt sie die Wichtigkeit öffentlicher Fragen, lehrt sie, sich erwärmen für alle Geschicke ihrer deutschen Tage.

Siegfried Trebitsch.

Hardens Leben bietet dieses, im Grunde tragische Schauspiel dar: eine reiche und leidenschaftliche Künstlernatur ist in die öden Niederungen des öffentlichen Lebens verschlagen, ein sensitives Künstlertemperament ist zum Ringen mit einer Materie verdammt, die sich der Gestaltung durch den Künstler zäh und spröde widersetzt. Die starke Gunst und der starke Haß der Gebildeten, die Hardens Schicksale unablässig umbranden, müssen aus diesem Konflikt verstanden sein, wie auch seine Vereinsamung, die ihn immer bedrohlicheren Zielen entgegentreibt. Wenn aber, wie heute, der verworrene Tumult der breitesten Menge Harden mit seinem unreinen Gischt überschüttet, so ist es die Pflicht und müßte es die Herzenssache der Künstler im Volke sein, eine Mauer um diesen Mann zu bilden und ihn vor dem Mißverständnis der Popularität in Schutz zu nehmen.

Berlin. Arthur Holitscher.

Die Erwägung, daß innerhalb unserer durch Mißtrauen, Uebelwollen, Unterschieben persönlicher Motive vergifteten Atmosphäre mein Schweigen falsch gedeutet werden konnte, veranlaßt mich hier auszusprechen, daß ich an der Ehrenhaftigkeit Hardens so wenig je gezweifelt habe, nie an der Stärke seiner Begabung — wenn ich mich auch mit seinen Aeußerungen nach Inhalt und Tonart nicht selten in Widerspruch befinde.

Arthur Schnitzler.

Wiener After-Kritik. Von Siegfried Trebitsch.

Bei der Ueberfüllung in allen Erwerbszweigen Wiens wird es dem reellen Kunsthandwerker immer schwerer unterzukommen, denn der reine Tor meint, er müsse alle seine Mitbewerber an Kenntnissen und Qualitäten zu übertreffen suchen. So verliert er aber nur seine schönsten Jahre, während Witz und Frechheit doch viel verläßlichere Wegweiser auf den Straßen des Lebens sind und fast immer zu einem Ziel führen. Es soll nun allen, die ihre

Unfähigkeit, in künstlerischen Dingen mitzusprechen, die ihren Mangel an Wissen und an Bildung für einen ausreichenden Grund halten, die Finger von der öffentlichen Kritik zu lassen, Mut zugesprochen und geraten werden, wie sie es trotzdem zu einem Urteil und zu einer Stimme bringen können.

Natürlich steht die Wiege der Wiener Pseudokritik, wie die aller unechten Literatur, im Kaffeehaus. Von der richtigen Wahl dieses Lokals mag viel abhängen. Es genügt nicht, daß man dem den Vorzug gibt, das des Nachmittags ständig von einflußreichen Kritikern besucht wird, — man muß auch „gesehen werden", wenn es einem gelungen ist, an dem Tisch der Gestrengen geduldet zu sein . . . gesehen von Schriftstellern, Schauspielern und Theaterdirektoren, bis sie langsam höflicher zu danken anfangen, wenn man sie grüßt.

Ist man einmal von den Richtigen bemerkt worden — was viele Monate dauern kann —, zögere man nicht länger und beginne zu schreiben. Es gibt niemanden, von dem sich das Papier das nicht gefallen ließe.

Da man gar nichts zu sagen hat — was gut ist, weil man dann viel schneller vorwärts kommt — wähle man ein berühmtes Vorbild und, bei aller Nachahmung seines Stils, opponiere man ihm. Derlei wirkt auf die meisten Verleger. Ich würde Alfred Kerr empfehlen. Aber die Erfahrung lehrt, daß sie sich an ihn nicht heranzumachen wagen. Doch ist nicht Hermann Bahr ebenso unnachahmlich? Unsere Freunde denken anders, und, verführt durch nichts weiter als durch die Landsmannschaft und die Gemeinsamkeit unserer leichtherzigen Mundart, bahrisieren sie auf das unverschämteste darauf los. Und sie haben recht, denn eine für die Menge bestimmte Umprägung Bahrscher Einsichten in Banalitäten — bei strenger Nachäffung der Form — ist wirklich zu machen: man versuche es nur.

Wenn die druckgeschwärzte Ablagerungsstätte für regelmäßige Trivialitäten endlich gefunden ist, gehe man schleunigst einen Schritt weiter. Man greife an . . . irgend etwas, irgend wen, einen Schauspieler, einen Dichter, einen Direktor oder einen Dramaturgen — aber ja keinen Dramaturgen, der Stücke schreibt. Mit dem soll man vielmehr zusammengehen, behufs gemeinsamer Verfertigung eines Theaterstücks. Jawohl, das bringt jeder zuwege, wenn der Mitarbeiter etwas kann. Wenn nun der Direktor, an dessen Theater der Helfershelfer Dramaturg ist, das Stück aufführt, kann es nie ganz schief gehen; es hat die ungültige, aber die kompakte Majorität in der Kritik für sich, die dann scheinbar der Arbeit wohlwill, in Wirklichkeit aber dem Kollegen keines auswischen mag . . . zum Verreißen sind die „Nur-Dichter" da; die können wenigstens nicht hinüberschießen, wenn herübergeschossen wurde; an denen kühle man sein Mütchen. Nach so einem Erfolg mit Ausschluß der Oeffentlichkeit hat man doch bewiesen, daß man „vom Bau" ist und auch selbst hervorzutreten und die eigene Haut zu Markte zu tragen wagt. Jetzt darf man kühner werden und mit klobigen Fingern immer fremdere Gebiete betappen. Man dränge nun seine Gegenwart bei Generalproben den wehrlosen Theaterdirektoren regelmäßig auf; das macht guten Eindruck: es beweist, wie ernst es einem mit der Kunst ist.

Dann richte man sein Augenmerk auf Details. Darf ich ein paar Erfahrungen mitteilen? Ich habe übersetzt. Die Uebersetzungen sind beurteilt worden. Niemand ist dankbarer für nachgewiesene Fehler als irgend ein Mensch, der ehrlich etwas macht. Aber Fehler nachweisen ist nicht so leicht, wie Vorwürfe machen. Und Vorwürfe machen, gesteigert bis zur grundlosesten Beschimpfung, muß doch eine sonderbare Wollust sein. Welch Gefühl, einem Schriftsteller Ausdrücke wie „halbdeutsch", „kommißdeutsch", „stammeldeutsch" an den Kopf werfen zu können. Wie schön ist es, seine Bildung in der Sonne leuchten zu lassen, ohne gezwungen zu sein, Kenntnisse zu verraten. Und vergeßt nur ja nicht auf das Original — das ihr nicht lesen könnt — hinzuweisen und euch über die Ungenauigkeiten der Verdeutschung zu beklagen. Ihr habt dann zwar zur Freude der Redaktion, der ihr angehört, die unwiderlegbare Gründlichkeit des Fachmannes von

Rang erwiesen; aber unsereinem und jedem, der sich redlich müht, müßt ihr erlauben, sich an folgendes Wort von Lichtenberg zu halten:

„Er fällt mich an, nicht mit dem edlen Unwillen eines Denkers, der die Wahrheit gekränkt glaubt und zu rächen sucht; nicht mit dem kränkenden Lächeln und der beißenden Laune des Satyrikers, sondern mit der ungezogenen Wärme eines betrunkenen Scharwächters will er mich niederschlagen und poltert und stolpert und setzt sich endlich zu nicht geringer Satisfaktion des Publikums gerade da hinein, wo er mich hin haben wollte."

Nicht nur in diesem, sondern auch in allen andern Fällen kommt es mehr auf den Schein von Kenntnissen als auf Kenntnisse an: man wühle in fremden Sprachen, man plündere sie! Die Worte, die man ihr entleiht, kann bei kluger Auswahl ohnedies niemand verstehen. Eine Handvoll besonders empfehlenswerter fremdländischer Namen, die man gar nicht aussprechen oder richtig schreiben können muß, aber fleißig erwähnen soll, weil sie umfassende kosmopolitische Bildung dartun, mögen hier ohne Gebrauchsanweisung zur Verfügung gestellt werden: Whistler, Beardsley, Burne-Jones, Millais (den man mit Millet verwechselt), Wilde, Swinburne, von dem man glaubt, er habe Rossettis Werke geschrieben, Rossetti, von dem man annimmt, er habe die Gedichte Swinburnes verfaßt, Shaw, Jérome, Watts, Sisley, Manet, Monet, Ribaut, Verhaeren, Verlaine, Stephane Mallarmé, Félicien Rops, Rodin, Meunier, Cézanne, Toulouse-Lautrec, Baudelaire, Minne, Gainsborough, Velazquez, Boticelli und andere Zeitgenossen.

Man beachte, daß die überwiegende Mehrheit von diesen bildende Künstler sind, womit der Kritiker andeuten soll, daß ihm das bißchen Literatur nicht so wichtig ist, wie den Dichtern, die für gar nichts anderes Sinn haben. Man rümpfe vornehm die Nase über jene Leute, denen das Theater alles zu bedeuten scheint, betone gelegentlich, wie viel mehr wert ein gutes Buch sei — selbst wenn man einen gekrümmten Rücken hat, weil man sich gar zu viel im Staube vor Theaterdirektoren windet. Man spreche mit nachlässiger Zurückweisung von Sudermann, Fulda und Dreyer, und so oft der Name Wedekind genannt wird, nötige man sich ein Feuilleton ab. Endlich verzeihe man keinem ein Talent, der kurzgeschorenes Haar oder gar einen Zylinder trägt und täglich badet. Söhne zahlungsfähiger Kaufleute, Söhne bekannter Aerzte und Advokaten behandle man wie Analphabeten, wenn sie Beweise von der Begabung erbringen. Man hat dann alle durch gar kein Talent der Vorfahren kompromittierten Nichtskönner auf seiner Seite, also eine schöne Majorität, zu der man sprechen kann und die zu lauschen bereit ist.

Wer nach diesem Rezept seine Rezensentenkarriere sich zimmert, dem wird es wohlergehen auf Erden. Er wird zwar niemals an weithin sichtbarer Stelle wirken, niemand wird ihn einen „ersten Kritiker" nennen, aber er wird einer unter vielen sein und der großen Meute angehören, die ein Talent zuschanden hetzen kann, denn ihre Ohnmacht erweist sich nur an den Arrivierten. So wird man sich wenigstens selbst genügen und sich ausleben können und wäre seinen Fähigkeiten entsprechend kaum berufen gewesen, auch nur ein verwendbarer Zeitgenosse zu werden.

Schließlich gäbe es noch ein Mittel, ein tüchtiger Kritiker zu werden: man könnte wirklich kritisch begabt sein und durch Ernst und Fleiß dem Verständnis alles abringen, was herzugeben es imstande ist. Aber das ist ein zeitraubendes, unmodernes und meist aussichtsloses Beginnen, zu dem kein wahrer Freund raten wird. Denn dabei fände man beschämt heraus, wie wenige zu diesem Amt berufen, und daß unsere ernsten, großen Kritiker eine Sendung haben und eine Stimme, der noch die Zukunft lauschen wird.

Persönliches von Björnstjerne Björnson.

Mitgeteilt von C. Mjöen.

Was im Laufe eines Jahrzehnts an Gutem und Unvergeßlichem von dorther in mein Leben gekommen ist, hat sich mir kristallisiert zu einem Bild: Björnson auf der Landeswacht hoch droben auf seinem Altan. Das Gutshaus von Aulestad liegt hoch und frei am Berghang über einem weiten, lichternsten Tal. Der breite Altan läuft um das ganze Haus herum und ist sein Dichterzimmer. Dort rennt er auf und ab, rastlos wie die alten Wikinger, immer wach, immer bereit, die Augen unter den weißen Büscheln spähen wie flugbereite Falken aus nach allen vier Weltecken, als wollten sie sehen, ob alles in Ordnung sei. Dort oben haben wir gute Stunden verlebt. Da strömte in der behaglichen Nachtischstille das Wort aus seinem Munde, und wir saßen und horchten.

Sein Interesse hat so vieles umfaßt, seine Kraft Unendliches umspannt. Nicht nur das Wohl und Wehe seines eignen Landes, nein, die Wunden der ganzen Menschheit brennen ihm auf der Seele. Polens und Finnlands Schmerzensschrei hat Widerhall in seinem Wirken gefunden. Jütlands Klage fand ihn zu Tat und Wort bereit. Die Ruthenen sehen in ihm den warmherzigen Kämpfer ihrer Sache. Linda Murris Briefe danken ihm in Worten, die von ungeweinten Tränen zittern, für seine hochherzige Fürsprache. Deutschlands koloniale Unruhen, der Magyaren unterbundenes Selbstleben regten ihn zu hochdramatischer Spannung an. Alfred Dreyfuß sah in schwerer Zeit in ihm neben Zola seinen unerschrockensten Verteidiger. Wo er einen Unverstandenen unter der Volksopinion leiden sah, griff er zur Feder. Ein Beweis seiner hilfsbereiten Tatkraft ist ein kleiner Brief, den ich bewahre. Als er von Ludwig Thomas Verurteilung hörte, bat er mich um meine deutsche Mithilfe zu diesem Brief. Er wollte Thoma helfen:

„Lieber Baron von Puttlitz!

Erlauben Sie mir, daß ich durch Sie Seine Majestät den König bitte, die Verurteilung des Dichters Ludwig Thoma von sechs Monaten Gefängnis zu sechs Monaten Festung zu mildern.

Ich habe Ludwig Thomas Produktion von ihren Anfängen verfolgt und ich prophezeie, daß er einen ganz eigenartigen und bedeutungsvollen Platz in der deutschen Literatur einnehmen wird. Ein Buch wie „die heilige Theis“ ist etwas ganz Neues.

Aber die Bedingung ist, daß er gut behandelt wird, so daß die Bitterkeit in ihm nicht überhand nimmt.

Das Gedicht, um dessentwillen er verurteilt worden ist, ist hervorragend in seiner persönlichen Indignationskraft und seiner herrlichen Form. Es gehört nicht zu denen, deren Tendenz ich bewundere, aber hier, bei uns, wäre er nicht verurteilt worden. Mich dünkt das Urteil sehr streng.

Ich bitte Sie, lieber Herr Baron, Seiner Majestät dies vorzulegen. Ich bin überzeugt, er wird es mir nicht verargen, daß ich ein gutes Wort einlege für ein junges deutsches Genie.

Ihr ergebener

Björnstjerne Björnson.“

Aulestad, 3. Mai 1906.

Ich muß, wenn ich von Björnsons Dichtung rede, an ein Wort denken, das Benfey über Ibsen sagt. Das Ideal, das seiner Dichtung bewußt oder unbewußt vorschwebt, ist: „Die göttliche Idee, welche der Geschichte menschheitlicher Entwicklung zugrunde liegt, in einer dieser Geschichte entlehnten Begebenheit derartig zur Anschauung zu bringen, daß die beiden Bestandteile des Kunstwerkes sich restlos ausgleichen, die Idee sich ganz zur Begebenheit gestaltet und die Begebenheit überall von der sie durchleuchtenden Idee ihr Leben erhält." Björnson hat in vielen seiner Werke dies Ideal erreicht, zu Zeiten sogar mehr als sein großer Zeitgenosse Ibsen.

Wenn er in diesen Stunden auf dem Altan auf- und abwanderte, angeregt durch die eine oder andere unserer Fragen, abwechselnd milde und mächtig, immer die Ideen seiner eignen Dichtung inkarnierend, dann war mir oft, als hätten wir Menschen ihm noch lange nicht genug gedankt für das, was er für uns gewollt hat. Die Frauen besonders. Keine einsam ragenden Gestalten wie Hedda Gabler, Ellida, Irene, Rebekka und Hjördis hat er geschaffen. „Nicht die Ausnahmemenschen sind es, deren Sache ich geführt habe und bis zum letzten Herzschlag führen werde", sagt er jetzt das letztemal dort oben. „Ibsen und die Zeit, die ihn als ihren größten Dichter bewundert und ihm huldigt, haben meiner Meinung nach einen großen Mangel an sich. Sie haben sich alle viel zu viel mit den Ausnahmemenschen beschäftigt, mit denen, die die Grenzen ausweiten. Aber ich habe meine Kraft darauf verwandt, zu dem Zentralen zu kommen, zu dem Gültigen, dem Allgemein-Menschlichen. Das Alltägliche interessant zu machen, indem ich seine vielfach zusammengesetzten Formen teile. Das Alltagsleben und der Alltagsmensch bieten unendlich viel mehr an Problemen, als wir ahnen und sehen. Die Ausnahmemenschen helfen uns so wenig, sie verrücken nur das Leben und dessen Grenzen, sie verleumden das Leben, sie machen uns mutlos und nehmen uns das Beste was wir haben, die Lebensfreude. Aber die Lebensfreude zum Hochsitz zu führen, sie zu einer mächtigen Fackel zu machen und mit ihr den Werktag zu durchleuchten, das ist's, was ich gewollt habe."

Großer alter Mann, dafür wird die Menschheit in deiner Schuld stehen. In dieser Zeit, so arm an Schönheit, läuterst du das Leben durch dein befreiendes Lachen, kommst du zu den Mühseligen als ein Messias der Lebensfreude.

„Seht nun zum Beispiel das mit dem Erbübel", fuhr er fort. „In Ibsens „Gespenstern" haben wir wieder den Ausnahmemenschen, Oswald, der im Kampf wider das Erbübel unterliegt, trotz aller Erziehung und trotz aller Arbeit. Ich habe dagegen in meinem Buch „Flaggen über Stadt und Hafen" gerade das Gegenteil beweisen wollen. Da lasse ich eine von den frohen Kernnaturen, ein ganz durchschnittlich begabtes, gesundes Menschenkind, zu Felde ziehen gegen das Erbübel. Freilich war es ein tüchtiges Stück Mensch, diese Thomasine Rendalen. Ihr Modell, Frau Amtmann Hilda Thesen in Molde, war noch lärmender und burschikoser, das sollte meine Heldin nicht sein. Ein Stückchen von Thomasines Geschichte habe ich übrigens wo anders her. Nämlich ihre Ehe mit dem Kurt. Natalie Munch, Professor P. A. Munchs hochbegabte Tochter, erlebte es, daß nach mancherlei Abenteuern und nachdem sie nach rechts und links Körbe ausgeteilt hatte, ein roher Patron, ein Wüstling, sich in sie verliebte und sie im Sturm eroberte. Er war ein solcher John Kurt. Als Natalie Munch zum erstenmal meine Maria Stuart aufgeführt sah, sagte sie zu mir: „Er ist mein Bothwell." Er nahm sie mit Gewalt, und sie wurde sein Weib. Er wurde verrückt und starb später in einem Bordell. Sie verlor aber auch ihren Verstand und endete im Wahnsinn. Er hatte sie besiegt. Statt dessen lasse ich die zwei in meinem Buch den Kampf anders ausfechten. Als John

Kurt sich Thomasine in der Niedrigkeit und Nacktheit seiner Gesinnung entlarvt, schüttelt sie ihn mit der Kraft des Ekels ab. Er läuft in Raserei von ihr, schließt sie ein, besäuft sich und stirbt am Herzschlag. Ihr ist zuerst das Leben verleidet. Aber als sie entdeckt, daß sie Mutter ist, beschließt sie, den Kampf aufzunehmen. Ihren Jungen dem Erbfluch des Geschlechtes von rohen Wollüstlingen zu entreißen, wird das Werk ihres Lebens."

Welch ein phantastischer Kampf, dieser Kampf gegen das Erbe. Wie sie vom ersten Tage an auf der Wacht sitzt, um das Kind vor dem Raubtier in ihm selbst zu hüten. Wie bei Ibsen Oswalds Mutter in Verzweiflung ihren Sohn dem Verderben zu entreißen strebt, und in diesem Kampf zuletzt so kläglich die Waffen strecken muß, so kämpft Thomasine Rendalen um ihr Kind, ihr einziges Bindeglied mit dem Leben, ihres Mutterherzens Not und Wehruf. Der Königsgedanke ihres Lebens ist, aus dem Kurtschen Hause, dem Ort der Wollust, der Saufgelage und des Verbrechens, einen Friedenshain reinster Kinderunschuld zu machen. Trauliches Kinderlachen soll die Räume füllen, wo schlüpfrige Trinklieder und Zoten an den Wänden entlang krochen, helles Mädchengezwitscher die öden, geheimnisschwangeren Wege des alten Parks. Sie läßt den Jungen unter lauter Mädels aufwachsen und gründet auf dem Gut eine Mädchenschule, die später landesberühmt wird. Der kleine Kerl, ein echter Kurt, herrisch und launenhaft, muß sich, ohnmächtig aufbegehrend, der rotbäckigen, bezopften Uebermacht beugen, ja sich sogar bis zum Verhauenwerden erniedrigen, sowie er Mannsnücken zeigt. So wächst er heran, unter dem verfeinernden Einfluß des Verkehrs mit Mädchen und, als er größer wird, in der steten Wechselwirkung zwischen seiner eignen Selbsterziehung und dem wachsenden Verständnis für das Lebenswerk der Mutter. Dies Lebenswerk treibt Wurzeln auch in ihm. Der Sproß des wilden Kurt will Erzieher junger Mädchen werden.

„Das ist der zweite Hauptgedanke meines Buches", unterbrach jetzt Björnson meinen Gedankengang. „Eine Schule, die es darauf anlegt, das Uebergangsalter des Kindes zu schirmen, so daß dieses nicht ein Fluch, sondern ein Segen wird. Dazu habe ich einen Mann wie Thomas Rendalen ersehen. Ich hatte auch zu ihm ein Modell. Mein geliebtester Lehrer auf der Schule in Molde, mein Lehrer in Französisch und Norwegisch, Thomas Rekdal. Der war auf der elenden kleinen Philisterschule meine Lichtgestalt. Mit seinem Bild identifizierten sich unmerklich die Ideen und Pläne, die nach und nach in mir reiften, von einer Idealschule für das heranwachsende Geschlecht. Dem gefährlichen Uebergangsalter, wo so viele schon Schiffbruch gelitten haben, voll gerüstet zu begegnen, das ist der Kernpunkt aller Erziehung. Das ist die Hauptsache, es läßt sich nicht wegleugnen. Das bedeutet in Wahrheit Leib und Seele bewahren. Und dagegen ist aller andere Gelehrsamkeitskram unwichtig."

Ich fragte ihn, ob die sittliche Idee, die seine Schule ihren Zöglingen predigt, nämlich die Abschaffung der doppelten Moral für die beiden Geschlechter, noch heute seine Ueberzeugung sei. Es ist dies dasselbe Leitmotiv, das so schmerzlich aus einem anderen seiner Stücke, dem „Handschuh", klingt. Hier in den „Flaggen" setzt es zunächst in vollem Dur ein, geschmettert aus optimistischen Mädchenkehlen. Während bei Svava (im „Handschuh") schon die herbe Erfahrung eines frühgetäuschten Idealismus klagt, tummeln sich Rendalens Schülerinnen in frohmütigem Kampfeifer und der Lust „sich zu beweisen", Kriegsmut, der vom Kampf noch nichts als klingend Spiel und wehende Fahnen kennt und dessen Wunden noch nicht am eignen Leibe erfahren hat. „Eine Frau, die einen Mann mit einer unsittlichen Vergangenheit heiratet," verkündet

die sechzehnjährige Tinka Hansen mit heller Stimme vom Rednerpult des Turnsaals, „macht sich zu seiner Mitschuldigen. Sie billigt dadurch, daß ihr Geschlecht so behandelt wird und erhält ihre Strafe dafür.“ Und im vollen Mädchenchor zwitschert es begleitend: „Denkt doch nur einen Mann zu umarmen, der . . .“

Hinter den phantastischen Mädchenköpfen sehe ich die weiße Mähne des nordischen Verkünders und höre seine Stimme. Die Stimme, die in der Fülle ihrer Jugend die Farbe des Donners, das Flüstern der blonden Juninacht und das vieltönige Brausen des Meeres hatte.

„Was ich von den Frauen will? Sie sollen ein Elitekorps bilden. Das will ich. Ich verlange ja nicht, daß alle so sein sollen wie Svava, die den Mann, den sie liebt, von sich stößt, als sie erfährt, er sei nicht „rein“. Ich will nicht alle Mädchen mit einem Male so haben. Aber die Eliteschar soll sich nach und nach verstärken, und sie wird wachsen, bis sie die stärkste geworden ist und alles andere besiegt. Denn auch die Männer werden dann ein solches Elitekorps bilden. Und schließlich werden sich nur noch Menschen der gleichen Atmosphäre zusammenfinden. Das mit der Atmosphäre ist überhaupt etwas so sehr Wichtiges. Ich glaube an die Macht der Atmosphäre. Feinere Naturen stößt der üble Geruch von Menschen aus einer unreinlichen Atmosphäre ab. Eine wirklich feine, reine Natur, eine von dem Elitekorps, kann sich unmöglich einem Libertiner hingeben. Es ist mit der Seele ganz dasselbe wie mit dem Körper. Und beides hängt oft eng zusammen. Darum lasse ich auch Thomas Rendalen seinen Körper pflegen mit einer fast weiblichen Peinlichkeit. Menschen, die viel baden und ihre Wäsche wechseln, bekommen einen feineren Geruch für andere, die das nicht tun.“

Ich wollte gern wissen, welche Aufgabe er den Frauen geben wollte. Da sagte er: „Alles ist individuell. Nichts ist gemeinsam. Was für den einen Sünde ist, ist für den anderen keine. Wir sollen aber mehr abgesondert leben, mehr einzeln, als jetzt. Und den sinnlichen Hingebungsdrang in uns müssen wir überwinden. Das ist in erster Linie Aufgabe der Erziehung. Die soll daran arbeiten. Da gehen diese jungen Menschen ledig umher, man sehe sie sich nur mal an, diese jungen Dinger, wie sie aus unseren Bauernschulen kommen, alle Sommer schicken sie uns da eine solche Ladung halbfertiger Mädels in die Welt hinaus. Ich versichere dich, diese Geschöpfe sind wie aus Seife. Jeder kann sie brauchen, zuletzt ist nichts als ein bißchen schmutzige Kalilauge übrig. In Hunderten solcher Wesen ist nicht mehr Wille wie in einem einzigen ordentlich erzogenen Menschen. Da liegt ein Arbeitsfeld. Eine Erziehung zu voller harmonischer Entfaltung aller Wesenseigenheiten, mit dem richtigen Verhältnis aller Anlagen, in gesundem freudigen Wechsel zwischen leiblicher und seelischer Pflege. Da bleiben die Versuchungen von selber weg.“

Was mir von diesen Gesprächen mit Björnson im Gedächtnis geblieben ist, habe ich, soweit es sich auf seine Dichtung bezieht, für meine kritischen Studien über Björnsons Frauengestalten aufgezeichnet. Hier sollten sich nur einige seiner Gedanken und Worte um das Bild ranken, das ich gern zu einem historischen Bilde prägen möchte für die, die den Mann lieben und bewundern.

Die Handels- und Wirtschafts-Beziehungen Deutschlands mit den Vereinigten Staaten.*)

Ein Mahnwort an den Kongreß von Ludwig Max Goldberger-Berlin.

Nach langen Verhandlungen, nach eingehenden Beratungen ist zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten von Amerika im Frühjahr d. J. ein Uebereinkommen abgeschlossen worden, das die beiderseitigen wirtschaftlichen Beziehungen auf eine neue, in Deutschland als vergleichsweise befriedigend anerkannte Grundlage stellt. Am 1. Juni ist dann das Abkommen vom Präsidenten Roosevelt in gehöriger Form verkündet worden. Die sogenannte North Kommission, die — ohne eigentliche Verhandlungsvollmacht, lediglich zur Kenntnisnahme der auf den Warenaustausch mit Amerika sich beziehenden deutschen wirtschaftlichen und Produktionsverhältnisse — von Washington nach Berlin entsandt worden war, bestand aus Mitgliedern, die nicht gerade mit günstiger Vormeinung für die mannigfachen deutschen Klagen über die Mängel des amerikanischen zolltechnischen und namentlich des Appraiserverfahrens erfüllt waren. Eher könnte das Gegenteil behauptet werden. Erst ganz allmählich ließen sich die Mitglieder der North-Kommission überzeugen, daß die deutschen Beschwerden guten Grund gehabt hatten, daß man in Deutschland reichlich Anlaß gehabt hatte, durch die amerikanische Behandlung der diesseitigen Provenienzen sich nachteilig differenziert zu glauben. Dieses differenzierende Verhalten zu unserem Schaden war nicht absichtlich gewesen, es war vielmehr aus unzureichender Vertrautheit mit unseren Produktionsbedingungen und der Eigenart der deutschen Zollgesetzkonstruktion, zum Teil vielleicht auch aus dem etwas übertriebenen Bestreben entsprungen, die Wirkungen des amerikanischen Zollsystems zur unverkürzten und äußersten Geltung zu bringen. Ungerechtigkeit hat nicht in dem Willen der großen amerikanischen Nation und ihrer Bevollmächtigten gelegen. Dieses Zutrauen, das bei uns immer lebendig gewesen ist, hat es Deutschland ermöglicht, in mehrfacher Wiederholung weitestes Entgegenkommen, größte Nachgiebigkeit zu zeigen und dabei die Hoffnung aufrechtzuerhalten, daß das von uns nie angezweifelte Bekenntnis der Amerikaner zur „Billigkeit" aufrichtige Betätigung finden werde, sobald nur einmal die Gelegenheit vorhanden sein würde, mißverständliche tatsächliche Auffassungen zu berichtigen. Zu solcher Berichtigung gab die Entsendung der North-Kommission willkommene und mit Erfolg benutzte Möglichkeit. Mit herzlicher Freude haben wir hier wahrgenommen, daß unser Vertrauen in amerikanischen Sinn für Billigkeit uns nicht getäuscht hat, daß die Mitglieder der North-Kommission, einmal belehrt, sich freimütig auf den Standpunkt stellten, es müsse nun auch auf der jetzt als richtig erkannten Grundlage eine Vereinbarung erzielt werden. Das Ergebnis liegt in der deutsch-amerikanischen Verabredung vor, die Präsident Roosevelt, wie oben erwähnt, proklamiert hat.

Um dem Einwand zu begegnen, daß das von mir betonte wiederholte Entgegenkommen von seiten Deutschlands sich bloß in Formalitäten ohne münzbaren Wert kundgetan habe,

*) Dieser Aufsatz gelangt in der Dezembernummer des „Deutschen Vorkämpfers" in New York, der ihn uns freundlichst zur Verfügung gestellt hat, zum Abdruck. Der „Deutsche Vorkämpfer" bezweckt, den nach Amerika einwandernden Deutschen nach Kräften beizustehen, sie in Fühlung mit der alten Heimat zu erhalten und zugleich die zwischen den beiden Ländern bestehenden guten Beziehungen zu festigen und den deutschen Export nach Amerika zu heben. Das Blatt hat ungeachtet der kurzen Zeit seines Bestehens eine große Verbreitung gewonnen und zählt zu seinen Mitarbeitern hervorragende Männer des politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens.

Die Schriftleitung.

will ich einige Tatsachen in Erinnerung bringen, die der Festhaltung wert sind:

Bis zum Jahre 1890 hat zwischen Deutschland einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits wirkliche „Meistbegünstigung", wie man sie damals in aller Welt auffaßte, die Grundlage der wirtschaftlichen Beziehungen gebildet. Im Jahre 1890 gewann in Amerika die Meinung Geltung, daß die „Meistbegünstigung", um Aktualität zu erlangen, von Fall zu Fall durch besondere wirtschaftspolitische Zugeständnisse erst erkauft werden müsse. In Europa hat man diese neue Begriffsbestimmung der „Meistbegünstigung" nicht adoptiert; in den Handelsverträgen der europäischen Staaten untereinander und mit allen Staaten außer der Union hat die „Meistbegünstigung" die alte Bedeutung und Tragweite behalten. Deutschland sah sich deshalb veranlaßt, von der Regierung der Union die Erklärung zu verlangen, daß seine Provenienzen in Amerika nicht differenziert werden würden. — Die Regierung der Union hat diese Erklärung abgelehnt.

Im August 1891 kam das Saratoga-Abkommen zustande. In diesem Abkommen sagt Amerika im wesentlichen uns zu, deutschen Zucker mit Retaliationszöllen nicht zu belegen und von der dem Präsidenten der Union verliehenen diskretionären Befugnis zur Einführung von Wiedervergeltungszöllen uns gegenüber keinen Gebrauch zu machen. Deutschland erklärte dagegen, Amerika hinsichtlich seiner Agrareinfuhr nicht differenzieren zu wollen. — In Ausführung des Abkommens geht Deutschland weit über seine Zusagen hinaus, indem es der gesamten amerikanischen Einfuhr volle Meistbegünstigung gewährt, die es dritten Staaten nur gegen das Zugeständnis besonderer Vorteile einräumt, und überdies eine Amerika unangenehme Bestimmung hinsichtlich der Einfuhr von Schweinen, Schweinefleisch und Würsten aufhebt. — Der Abstand zwischen amerikanischer Leistung und deutscher Gegenleistung wird noch größer dadurch, daß Amerika im Jahre 1894, nachdem es unseren Zucker durch Zuschlagzölle auf deutschen Prämienzucker vorübergehend differenziert hatte, durch Einführung eines allgemeinen Zuckerzolls sein Zugeständnis gegenstandslos macht!

In den Jahren 1898, 1899, 1900 wurden Deutschlands Provenienzen in Amerika durch die Handelsabkommen der Union mit Frankreich, Portugal und Italien offenbar nachteilig differenziert. Der diesseitige Protest ist erfolglos, und Deutschland bleibt nichts übrig als die Adoptierung der amerikanischen Auffassung von der Meistbegünstigung Amerika gegenüber.

Am 10. Juli 1900 bewilligt uns der Unionspräsident auf Grund des Artikels 3 des Dingleytarifgesetzes die Frankreich, Italien und Portugal zugestandenen Zollnachlässe — auch hier noch mit der Ausnahme, daß Portugal bezüglich des Schaumweins besser gestellt bleibt —, während Deutschland den Vereinigten Staaten den Konventionaltarif gewährt, den es sieben europäischen Staaten 1891/94 in besonderen Tarifverträgen zugebilligt hat. — Durch dieses Abkommen werden unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu Amerika auf den Boden der Gegenseitigkeit gestellt. Da beiden Kontrahenten dreimonatige Kündigung vorbehalten ist, haben sie volle Aktionsfreiheit. Doch das Prinzip von Leistung und Gegenleistung bleibt insofern Theorie, als die Voraussetzung eines gewissen Gleichgewichts zwischen Leistung und Gegenleistung nicht erfüllt wird. Es besteht zwischen Leistung und Gegenleistung ein arges Mißverhältnis zu unseren Ungunsten, und das wird noch erhöht, als Amerika im Jahre 1903 — in Ausübung formellen Rechts — den deutschen Zucker zugunsten des kubanischen Zuckers abermals differenziert.

Im Sommer 1905 — man wußte damals, daß wir Ende November zum 1. März 1906 wegen unseres neuen Zolltarifs das Abkommen von 1900 würden kündigen müssen — erklärte sich Präsident Roose-

velt mit dem deutschen Vorschlage einverstanden, über den Abschluß eines Handelsvertrages in Verhandlungen einzutreten. — Im Herbst 1905 versicherte Präsident Roosevelt, daß die Annahme eines solchen Vertrages im Senat nicht zu erreichen sei; und Staatssekretär Root, der auf die im November 1905 von Deutschland gemachten Vorschläge betreffs eines Reziprozitätsvertrages schriftlich überhaupt nicht reagiert hatte, legt mündlich die Abneigung der leitenden Kongreßmitglieder gegen jede Tarifermäßigung dar. — Deutschland wiederum antwortet mit fortgesetzter Gewährung bedingungsloser Meistbegünstigung auf der Grundlage seines inzwischen getätigten neuen Konventionaltarifs bis 30. Juni 1907, in Rücksicht auf die Möglichkeit, „daß sich die Aussichten für das Zustandekommen eines Vertrages in absehbarer Zeit bessern würden".

Diese unwidersprechlichen Tatsachen zeigen, daß die erfreuliche ununterbrochene Fortdauer des freundschaftlichen Charakters der deutsch-amerikanischen Beziehungen von Deutschland aus mit bemerkenswerter Hingabe gepflegt worden ist. Ich bin gewiß der letzte, eine Unterbrechung zu wünschen. Aber gerade als ein Freund und Bewunderer Amerikas, als ein eifriger Mitarbeiter an der Erhaltung der einen Faktor für den Kulturfortschritt der Menschheit bildenden guten deutsch-amerikanischen Beziehungen, darf ich sagen, daß es hohe Zeit war und ist, von der seitherigen Ungleichmäßigkeit in den beiderseitigen Zugeständnissen abzulassen. Noch ist das Gleichmaß nicht hergestellt; das neue Abkommen, das von beiden Seiten vereinbart wurde, bringt erst eine Milderung des Mißverhältnisses. Den Mitgliedern der North-Kommission, die den Mut gehabt haben, in ihrer Heimat ihre Bekehrung zu vertreten, gebührt Anerkennung. Ihr Beispiel sollte ein Ansporn sein, daß alle führenden Personen und Körperschaften in dem weiten Reich der Vereinigten Staaten die neue Bahn beschreiten, die die Bahn der „Billigkeit" ist. Es kann der amerikanischen Nation nur zur Ehre und zum Gewinn gereichen, wenn sie eine Richtung einschlägt, auf der ihr das Vertrauen der befreundeten deutschen Nation folgen kann.

Die tarifmäßigen Zugeständnisse, die das deutsch-amerikanische „Agreement" uns einräumt, sind minimal. Die Ersparnisse, die der deutschen Ausfuhr nach Amerika daraus erwachsen, beziffern sich nach amerikanischer Statistik auf 208 168 Dollar jährlich. Unser Zugeständnis der Mindestzollsätze auf alle für Amerika irgend belangreichen Tarifpositionen dagegen bringt der amerikanischen Ausfuhr nach Deutschland eine Zollersparnis von jährlich 6 664 000 Dollar. Von der amerikanischen Einfuhr nach Deutschland genießen auf Grund des neuen Abkommens 96,7 Prozent Zollfreiheit oder die Vergünstigung des niedrigsten Zollsatzes. — Die deutschen Waren, die bei der Einfuhr nach Amerika an den Vergünstigungen des neuen Abkommens Anteil haben, machen, die Zahlen des Fiskaljahres 1906 zugrunde gelegt, nur 1,4 Prozent des deutschen Imports nach Amerika aus.

Man muß sich die deutsche Ausdauer in der Nachgiebigkeit gegenüber Amerika, die ich oben mit Tatsachen belegt habe, gegenwärtig halten, um eine solche Verschiedenheit in dem Ausmaß gegenseitiger Zugeständnisse möglich zu finden. Es ist begreiflich, daß in Amerika Gegner des Abkommens und einer wirtschaftspolitischen Verständigung mit Deutschland eben aus diesem Mißverhältnis einen Grund herleiten, das Mißtrauen der amerikanischen Bevölkerung zu erwecken, als ob das jüngste Abkommen dem deutschen Import nach Amerika heimliche, von den Mitgliedern der North-Kommission nicht durchschaute und auch nicht beabsichtigte Vorteile gewährte. Daß sogar nach diesen tendenziösen Darstellungen und falschen Berechnungen kaum eine Parität hergestellt würde, soll später nachgewiesen werden.

Der Wert dessen, was Deutschland in dem neuen Abkommen erlangt hat, liegt nicht auf dem Gebiet der tarifmäßigen Zugeständnisse, sondern in der Gewährung der diesseits schon immer gewünschten Aenderung der zollpolitischen und zolltechnischen Anweisungen an

die Konsuln der Vereinigten Staaten — in dem Zugeständnis, daß die von Amerika nach Deutschland entsandten Agenten personae gratae sein müssen — in der Anerkennung der Zertifikate der deutschen Handelskammern als ausreichendes Beweismaterial — endlich in neuen Bestimmungen für die Handhabung der Zollverwaltung.

Ich lege der Anerkennung der Zertifikate der deutschen Handelskammern große moralische Bedeutung bei. Der amtliche Charakter dieser Institutionen, für die es außerhalb Deutschlands keine genauen Analogien gibt, war in Amerika nicht bekannt. Die Mitglieder der North-Kommission haben sich davon überzeugt. Sie haben danach nicht gezögert, eine entsprechende Einschätzung der deutschen Handelskammerzertifikate zu empfehlen. — Daß für die amerikanischen Schatzamts-Agenten, die nach Deutschland geschickt werden, das vorausgehende „agrément" der Reichsregierung verlangt wird, stellt diese Herren auf eine Stufe mit den diplomatischen Agenten, für die das vorausgehende agrément überall anerkannter Brauch ist. Ich sehe nicht, wer sich hierüber sollte beklagen dürfen. Das Gegenteil würde eine Ausnahme zuungunsten der Schatzamts-Agenten etablieren. — Daß der deutsche Exporteur in der Regel nicht mehr persönlich vor dem amerikanischen Konsul zu erscheinen braucht, daß die Beeidigung der Faktura abgeschafft wird, daß auf die Deklaration des Schiffsnamens verzichtet wird, daß die Vorlegung der Originalfaktura nicht mehr erforderlich sein soll, das alles sind dankenswerte Neuerungen. Ernstlicher Einspruch kann gegen sie nicht erhoben werden, nachdem die amerikanischen Experten selbst sie als unbedenklich und ihre Forderung als angemessen bezeichnet haben. — Das Hauptgewicht der amerikanischen Einräumungen liegt darin, daß nach Abschnitt A der von dem Vereinigten Staaten-Staats-Departement gegebenen amtlichen Auslegung, die als integrierender Teil des deutsch-amerikanischen Abkommens anzusehen ist, in Artikel 19 des amerikanischen Zollverwaltungsgesetzes die Bezeichnung „Marktwert" in allen den Fällen den „Exportpreis" bedeuten soll, in denen Waren ausschließlich für den Export verkauft oder im Inlandsmarkt nur in so begrenzten Mengen abgegeben werden, daß infolgedessen ein Marktwert, der sich auf den Verkauf solcher Waren in den üblichen Großhandelsmengen und in den für die Versendung nach den Vereinigten Staaten üblichen Fertigverpackungen stützt, gar nicht festgestellt werden kann.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß dieses Zugeständnis wertvoll ist. Ich muß aber hinzufügen, daß es wertvoll namentlich deshalb erscheint, weil das bisherige zollamtliche Verfahren überaus rigoros, manchmal vexatorisch und fast immer diktatorischer gewesen ist, als es meiner Meinung nach hätte sein sollen. Schon bei der Definition des „Marktwertes" ist man zuweilen über die Grenzen der Billigkeit hinausgegangen, indem man einen Schematismus walten ließ, der einer tatsächlichen Differenzierung gleichkam. Daß man unter „Marktpreis" die Herstellungskosten plus Transportkosten plus einem Gewinn von nicht weniger als acht und nicht mehr als fünfzig Prozent verstand, mochte noch angehen, obwohl die Maximalgrenze des Gewinnzuschlags reichlich hoch gegriffen ist. Es dürfte wenig deutsche Exportwaren für den amerikanischen Markt geben, deren Hersteller einen Gewinn von fünfzig Prozent wirklich erzielen. Wenn man aber den deutschen Zoll auf das Rohmaterial, der für Ausfuhrware rückvergütet wird, mit zu den Produktionskosten und dadurch zu dem „Marktwert" rechnet, so hat man meines Erachtens die Grenze des Zulässigen überschritten, ist man über die eigentliche Absicht der amerikanischen Zollschutzgesetzgebung hinausgegangen. Mit dem Zoll auf Rohmaterialien will man nur den inländischen Verbraucher treffen. Diese Beschränkung ergibt sich schon aus dem Grunde, weil man nur ihm die Abgabe aufzwingen kann. Der ausländische Verbraucher würde die Belastung nicht übernehmen, sondern seinen Bedarf da decken, wo die Abgabe entweder überhaupt nicht oder doch ausschließlich von dem Binnenkonsum erhoben,

der Export durch Rückvergütung des Rohmaterialienzolls abgabenfrei belassen wird. Dazu kommt, daß einzelne Staaten von gewissen Rohmaterialien gar keinen Zoll, daß andere ihn in verschiedener Höhe erheben. Eine deutsche Exportware beispielsweise, zu deren Herstellung der in Deutschland mit einer beträchtlichen Eingangsabgabe belegte Kakao nötig ist, müßte, trotz der Rückvergütung bei der Ausfuhr, diese ganze Abgabe in ihrem „Marktwert" mitberechnen, während die gleiche Ware in einem anderen Lande, das einen Kakaozoll nicht kennt, ihren „Marktwert" von diesem Zuschlag frei sähe. Das ist eine Differenzierung zuungunsten des deutschen Exports, die nicht einmal für Amerika von irgendwelchem Nutzen ist. Das System der Rückvergütung, das auch die Union selbst als notwendig anerkannt und eingeführt hat, wird von den Staaten befolgt, nicht um den Export zu fördern, sondern bloß, um ihn nicht direkt zu schädigen. Wo die technische Möglichkeit vorhanden ist, das zur Verarbeitung für Exportware bestimmte Rohmaterial von vornherein erst gar nicht zu verzollen, den Zoll ausschließlich von dem für den inländischen Konsum bestimmten Eingang zu erheben, da wird von dieser Möglichkeit auch Gebrauch gemacht.

Ich verarge es den amerikanischen Interessenten durchaus nicht, daß sie gegen eine Schmälerung auch des quasi illegitimen Teiles des ihnen bisher gewährten Zollschutzes Einspruch erheben. Nur sollten sie das nicht unter unzutreffenden, mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmenden Vorwänden tun. Unkundige können sie damit — bis Aufklärung geschaffen ist — täuschen, doch die Gesetzgebung, die wirtschaftliche wie die politische, darf keine andere Grundlage haben als Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Damit komme ich zu der oben angekündigten Zurückweisung des Versuchs tendenziöser Darstellungen und falscher Berechnungen hinsichtlich der materiellen Wirkungen des neuen deutsch-amerikanischen Abkommens.

In einer Adresse der „Textile Importers' Association" an den Präsidenten Roosevelt ist gesagt:

„Deutschland hat einen ihm nicht zukommenden Vorteil errungen. Das ist der, um den es lange gekämpft hat; es ist der, den es mit allen in seiner Macht liegenden Mitteln gesucht hat; es ist der, den, wie jeder amerikanische Importeur weiß, der jemals im deutschen Markt Waren zu kaufen gesucht hat, Deutschland seit einer Reihe von Jahren sich zu verschaffen bestrebt war; es ist der, nach dem Deutschland verlangt hat, weil es eine konsignierende, nicht eine verkaufende Nation ist. Es zieht vor, seine Waren hierher zu konsignieren, sie hier zu seinem „Exportpreise" zu deklarieren und dann auf unserem Markt mit direkten oder kaufenden Importeuren und amerikanischen Fabrikanten zu konkurrieren. Amerikanische Kaufleute wissen, daß die Vorteile gänzlich auf Deutschlands Seite liegen, und das vermöge der „Exportpreis"-Bestimmung. Die Importe von Deutschland im Jahre 1906 betrugen z. B. 136 Millionen Dollar, zum größten Teil unter Konsignation. Eine Reduktion nach dem „Exportpreis"-System um 10 Prozent würde sich auf 13 600 000 Dollar belaufen und bei höherem Prozentsatz auf entsprechend mehr. Aber schon unter der Annahme einer zehnprozentigen Reduktion würde unser ganzer Vorteil, wie er in der vom Staatsdepartement ausgegebenen Erklärung dargestellt ist, verschwinden."

Die Berechnung in dieser Adresse ist nicht frei von Willkürlichkeiten und Irrtümern. Ohne den Versuch eines Nachweises wird zuerst behauptet, daß im Jahre 1906 die Importe von Deutschland im Betrage von 136 Millionen Dollar „zum größten Teil" Konsignationsware darstellten. Dann aber wird der Differenzberechnung nicht „der größte Teil" — was allerdings eine recht ungenaue Bezeichnung ist — von 136 Millionen, sondern der ganze Betrag dieser Summe zugrunde gelegt. Ferner wird, gleichfalls ohne den Versuch eines Nachweises, eine zehnprozentige Reduktion des „Marktpreises" durch Akzeptierung des „Exportpreises" angenommen. Und endlich wird diese ganze zehnprozentige Differenz als den Zolleinnahmen Amerikas entgehend hingestellt,

was doch selbst dann eine Uebertreibung um das Doppelte gegenüber der Wirklichkeit wäre, wenn der amerikanische Wertzoll sich im Durchschnitt auf 100 Prozent beliefe, was bekanntermaßen nicht der Fall ist.

Ich lasse dahingestellt, ob wirklich in dem von der Textile Importers' Association behaupteten Umfang oder auch nur annähernd in diesem Umfang Deutschland „eine konsignierende, nicht eine verkaufende Nation" ist. Jedenfalls ist die Konsignation ein vollkommen legitimes und gar nicht anfechtbares Verfahren, das übrigens von Exporteuren anderer Nationalität ganz ebenso wie von deutschen Exporteuren geübt wird.

Neben der Textile Importers' Association hat die American Protective Tariff League einen Protest gegen das neue deutsch-amerikanische Abkommen veröffentlicht. Auf eine Charakterisierung der von dieser in ihrer Sitzung am 25. Juli dieses Jahres gefaßten Resolution, die dem vom Präsidenten Roosevelt getätigten Abkommen Nichtigkeitserklärung durch die Gerichte in Aussicht stellt, gehe ich nicht ein. Zu derlei Mitteln sollte man selbst im wirtschaftlichen Kampfeseifer nicht greifen. Wohl aber gibt gerade dieses exzessive Vorgehen erneuten und vermehrten Anlaß, den Schwierigkeiten des Problems nachzugehen, wie man für dauernde und beiderseits gedeihliche Gestaltung der deutsch-amerikanischen wirtschaftlichen Beziehungen eine sichere Grundlage finden kann. Die Grundlage muß derartig sein, daß beide Teile darin ihr Genügen finden. Wenn es schon dahin kommt, daß sogar die Rechtmäßigkeit eines von dem Staatsoberhaupt und dem zuständigen Staatssekretär unterzeichneten und proklamierten Vertrages in Frage gestellt wird, so ist unzweifelhaft ersichtlich, daß ein Abkommen Stabilität nur unter der Voraussetzung gewährleistet, daß alle maßgebenden Faktoren des Staates gleichmäßig von seiner praktischen Durchführbarkeit ohne Verletzung legitimer Interessen überzeugt sind, und daß alle maßgebenden Faktoren des Staates gleichmäßig den Willen haben, den wirtschaftlichen Frieden zu erhalten und zu fördern.

Der sogenannten North-Kommission ist neuerdings eine zweite Kommission unter Führung des Herrn E. Reynolds, Gehilfen des amerikanischen Schatzamtssekretärs, nach Berlin gefolgt. Wie ihr Leiter erklärte, wollte sie mit den deutschen Exporteuren und Fabrikanten in persönliche Berührung treten, zum Zweck der Besserung und Förderung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen, wollte sie auch mit den deutschen amtlichen Kreisen Fühlung nehmen, um über Exportangelegenheiten Auskunft zu erhalten und Auskunft zu geben. Die Entsendung dieser zweiten Kommission — als „Tarif-Kommission" in den Blättern angekündigt, änderte sie später ihren Namen in Export-Kommission — mußte auffallen, da doch ein fertiges und ratifiziertes Abkommen bereits vorlag. In der Tat hat sich Präsident Roosevelt erst entschlossen, Herrn Reynolds nachzuschicken, um der oben skizzierten Bewegung gegen jenes Abkommen ein beruhigendes Zugeständnis zu machen. Die neue Kommission soll dem Kongreß Bericht erstatten und die Ermittelungen der North-Kommission gewissermaßen superrevidieren. Wir sehen dem Ergebnis dieser Nachprüfung mit Zuversicht entgegen.

Bei dem Festmahl, das die American Association of Commerce and Trade am 19. Oktober zu Ehren der Mitglieder der amerikanischen Export-Kommission hier veranstaltete, kam offen zur Sprache, wo die Schwierigkeiten liegen, die auch durch das geltende deutsch-amerikanische Abkommen nicht überwunden seien. Nicht in den tendenziösen Klagen und Forderungen von Interessenten, die sich in dem Fortbezug von Vorteilen bedroht sehen, sondern in der Entsendung der Export-Kommission selbst ist der Beweis dafür zu finden, daß wir sozusagen in eine Sackgasse geraten sind. Ernsthafte Männer hüben wie drüben denken nicht daran, daß Deutschland und Amerika einander wirtschaftlich befehden dürften. Deutschland und Amerika sind auf friedlichen Wetteifer unbedingt angewiesen, denn jedes der beiden Länder ist für das andere ein vortrefflicher und ohne sofortigen schwersten Schaden gar nicht zu missender Kunde. Aus dem Munde des Herrn E. Reynolds haben wir

bei jenem Festmahl die Versicherung gehört: „Dem redlichen Exporteur, gleichviel, ob er uns seine Waren aus Deutschland oder aus einem anderen Lande sendet, reichen wir unsere hilfreiche Hand und bemühen uns, ihm technische Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Wir wünschen nicht, den Handel durch Formalitäten zu lähmen. Wir wollen den Geschäftsbetrieb nicht belästigen, den Fortschritt und die Entwicklung des Handels nicht durch kleinliche, schikanöse Maßnahmen lähmen. Aber dem, der das Gesetz kennt und bestrebt ist, es zu umgehen, wollen wir unsere Türen verschließen, und ihn dadurch einer gerechten Strafe unterwerfen. Nur eine auf großer Basis gerecht gehandhabte Anwendung unserer Gesetze würde von dem Präsidenten Roosevelt geduldet werden, der für alle und jeden, ob groß oder klein, Gerechtigkeit verlangt. Bei unseren Bemühungen, uns zu unterrichten, die, wie wir mit Bestimmtheit hoffen, dazu führen werden, in Zukunft Mißverständnissen vorzubeugen, ist uns die deutsche Regierung überall auf das freundlichste entgegengekommen. Die hohen Reichsämter haben uns alle Türen geöffnet und uns in freundlichster Weise Gelegenheit geboten, unsere Kenntnisse zu bereichern.“ — Das waren gute und zutreffende Worte. Wir haben keine Heimlichkeiten und machen deshalb unsere Türen für die amerikanischen Kommissionen weit auf. Wir wollen genau dasselbe, was Herr Reynolds als sein und aller Amerikaner Ziel hingestellt hat. Wir haben keine Sympathien für fraudulöses Gebaren, auf welcher Seite es sich zeigen mag, wir wollen von dem Konationalen im Wettbewerb ebensowenig wie von dem Mitglied einer anderen Nation übervorteilt werden. Wir sind also ganz einverstanden, daß Sicherungen aufgestellt werden, die den redlichen Kaufmann schützen. Aber diese Sicherungen dürfen nicht zu Fallstricken und Fußangeln werden. Wir sind sonst schon — in Rußland und anderwärts — nach dem Abschluß von Handelsverträgen durch die praktische Handhabung einzelner Bestimmungen zu unerfreulichen Ueberraschungen gekommen. Doch diese sind in der Regel durch gütliche Vereinbarung beseitigt worden. In unseren wirtschaftlichen Beziehungen zu Amerika ist das nicht immer gelungen. Da die Ursache nicht in bösem Willen liegt, so muß sie anderweitig gesucht werden. Nach meiner Meinung ist sie darin zu finden, daß unsere Abmachungen mit Amerika seit fast zwanzig Jahren den Charakter des Provisorischen tragen. Die Geltung der Abmachungen ist immer auf eine kurze Zeit beschränkt, so daß der Handel stets auf dem qui vive sein muß und an weitsichtigen Dispositionen gehindert ist. Auch ist das Maß der Zugeständnisse, die Amerika machen kann, durch seine Gesetzgebung über Gebühr beschränkt. Artikel 4 des Dingleytarifgesetzes hatte dem Präsidenten noch die Befugnis gegeben, Reziprozitätsverträge mit etwa zwanzigprozentiger Zollermäßigung für den Zeitraum von fünf Jahren unter Zustimmung des Senats abzuschließen. Die zweijährige Frist, für die diese Befugnis gegeben war, ist längst verstrichen, und nie ist von der Befugnis Gebrauch gemacht worden. Ich bin der Ueberzeugung, daß wir zu einer endgültigen, befriedigenden und dauernden Ordnung nur auf zwei Wegen kommen können: Entweder — und hierin schließe ich mich dem Vorschlag an, den Herr A. L. Stone, Mitglied der North-Kommission, in seiner Abhandlung „the double tariff system“, erschienen in den „Publications of the american academy of political and social science N 535“, gemacht hat — Artikel 3 des Dingleytarifgesetzes wird durch Kongreßbeschluß so erweitert, daß er eine hinreichend beträchtliche Zahl von Einfuhrartikeln umfaßt, an denen Staaten verschiedenen Klimas und verschiedener Produktionsart interessiert sind. Oder — und das ist der Vorschlag, den ich schon wiederholt gemacht habe — der Artikel 4 des Dingleytarifgesetzes wird wieder reaktiviert, so daß ohne Zeitbegrenzung der Präsident mit Zustimmung des Senats bezw. des Kongresses eine allgemeine Herabsetzung der Zollsätze von etwa 20% in besonderen Reziprozitätsverträgen gewähren kann — mit der festen und aufrichtigen Absicht, die Reaktivierung auch praktisch zu verwerten. In beiden Fällen ist der Boden für einen langfristigen Tarifvertrag geebnet. Nicht ein „agreement“, nur ein „treaty“ kann uns helfen, uns in Deutschland und Ihnen in Amerika.

Ich maße mir nicht an, dem Kongreß in Washington unverlangt Ratschläge zu erteilen. Doch als deutscher Patriot und als aufrichtiger Freund Amerikas erhebe ich in einer Angelegenheit, die Deutschland und Amerika gleichmäßig angeht, meine Stimme zu diesem Mahnwort.

Ich habe schon an anderer Stelle ausgeführt:

„Es wird eine Zeit kommen, in der man sich in den Vereinigten Staaten sagen wird, daß es doch eine besonders unwillkommene Kehrseite darstelle, wenn der Amerikaner seinen Bedarf überteuer bezahlen müsse, damit ihn das wirtschaftlich zu besiegende Ausland billiger, sogar unter dem Gestehungspreis, erhalte, daher glaube ich, daß der amerikanische Konsument allmählich immer mehr zu solchen Betrachtungen gelangen muß. Und weil dies der Fall sein wird, so meine ich auch, daß die Produzenten selbst, in kühlerer Abwägung, zumal wenn sie erst Verlustjahre durchgemacht haben werden — die doch unausbleiblich sind, trotz der „unbegrenzten Möglichkeiten“ im eigenen Lande —, sich der Erkenntnis nähern werden: daß sich ein stetiger und gesunder Außenhandel, dessen die immer mehr anwachsende Industrieerzeugung dringend bedarf, nur auf dem Boden langfristiger Tarif- bezw. Handelsverträge erhalten und fortentwickeln läßt, unter Beseitigung eines ungeheuerlichen prohibitiven Hochschutzzollsystems, das nicht der Gesamtheit des Volks, sondern auf die Dauer nur einem Teil, und hier wieder nur übermächtigen Interessengruppen Nutzen bringt.“

Das halte ich in vollem Umfang aufrecht. Aber auf die Abwendung der amerikanischen Wirtschaftspolitik vom prohibitiven Hochschutzzoll wollen wir nicht warten, auch nicht auf eine Tarifrevision, auf die uns jüngst Herr North tröstend verwiesen hat. Alles das ist zu unbestimmt.*) Wir hoffen auf die Zukunft, doch in der Gegenwart müssen wir leben.

Die Zusammenhänge zwischen uns und Amerika reichen bis in die Tage Friedrichs des Großen zurück, der zuerst einen Präsidenten der Vereinigten Staaten als seinen „großen und guten Freund“ ansprach. In ihrer rechtlichen Anordnung reichen die wirtschaftspolitischen Zusammenhänge fast achtzig Jahre zurück. Die Geltung, diesseits ursprünglich auf Preußen beschränkt, hat sich ohne viele Worte, beinahe stillschweigend auf den Zollverein und dann auf das Deutsche Reich ausgedehnt. Freundschaftlich waren die Beziehungen immer; und als die Vereinigten Staaten vor jetzt über 40 Jahren die schwerste innere Krise seit ihrem Bestehen durchzukämpfen hatten, hat unsere Freundschaft, hat das Vertrauen der deutschen Handelswelt zum Sternenbanner und zu seinem Stern sich glänzend bewährt. Austausch und dann Wettbewerb waren mannigfachen Schwankungen unterworfen, aber dauernd sind sie gestiegen. Und nicht zum mindesten dieses Wachstum ist es, das nach neuer Formulierung der gegenseitigen Verkehrsbedingungen verlangt. Nicht als ob es gälte, ein fremdes Element hineinzutragen und ohne Not an dem zu modeln, was ohne Kunst und Gunst sich frei entfaltet und historisch entwickelt hat und zu hoher Blüte, zu mächtiger Bedeutung für beide Teile gelangt ist. Nein, unter gleichzeitiger vorsichtiger Schonung unserer gefesteten politischen Beziehungen, die noch niemals eine ernste Trübung erfahren haben und sie nie erfahren mögen, sollten wir daran gehen, auch für alle Zukunft wirtschaftlichen Mißverständnissen und Einseitigkeiten vorzubeugen. Bewegungsfreiheit will jeder für sich in seinem Gebiet und dazu das unverkürzte Recht, sich daheim nach seinem Gefallen einzurichten. Nach innen geschlossen, nach außen entschlossen, hat der Deutsche Kaiser gesagt. Das gilt nicht nur für uns, sondern für jede aufrechte und vorwärtsschreitende Nation. So wollen wir es beide beherzigen.

Man könnte nun sagen: Seit fast 80 Jahren

*) Auch Herr Roosevelt betont in seiner jüngsten Botschaft: einmal, daß die Grundlagen des Schutzzollsystems nicht geändert werden dürfen — sodann, daß die Tarifgesetze in etwa zwölfjährigem Turnus revidiert werden müßten, um nicht übermäßige Gewinne durch sie zu ermöglichen — endlich, daß eine solche Revision nicht im Jahr vor der Präsidentenwahl vorgenommen werden dürfe.

Die Schriftleitung.

sind wir in dem wirtschaftlichen Wert füreinander mächtig gestiegen — was brauchen wir da an dem Vorhandenen zu ändern! Aber abgesehen davon, daß manche Begriffe eine modifizierte Definition erfahren haben, und darum das Wort von gestern dem Begriff von heute zuweilen nicht mehr entspricht — eine Welt von neuen Erscheinungen hat sich innerhalb der wirtschaftlichen Verflechtung der beiden Reiche mit elementarer Gewalt erschlossen und legt uns neue Pflichten auf. Den nunmehr mächtigen Baum, dessen Früchte dem Wirtschaftsleben auf beiden Seiten des Ozeans unentbehrlich geworden sind, dürfen wir keinen Zufälligkeiten und keinen Gefährdungen aussetzen. Zwar könnte er schon einen derben Sturm vertragen und ihn überdauern; aber Nutzen hätten wir davon nicht. Wir alle haben ein vitales Interesse daran, Wurzel wie Gipfel des Baumes vor Ungemach zu schützen.

Randbemerkungen.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Jugend und Torheit.

Der Lehrer sprach:

— Was hältst du von diesem Sprichwort: „Die Jungen bilden sich ein, daß die Alten Toren sind; und die Alten wissen, daß die Jungen Toren sind."

Der Schüler antwortete:

— Es ist ganz richtig. Als ich jung war, bildete ich mir ein, alles besser als die Alten zu verstehen, aber ich verstand eigentlich nichts. Ich war jung und dumm. Verwechselte mein eigenes Wissen mit fremdem; glaubte, was ich gelernt, sei meins. Wenn ich ein Buch gelesen hatte, ging ich in Gesellschaft und gab das Gelesene aus, als habe ich's selber gefunden. Ich war also ein Dieb.

Aber ich war auch der Raub einer andern Täuschung: daß ich nämlich alles zu verstehen glaubte, was ich im Gedächtnis hatte; oder daß ich wußte, an was ich mich augenblicklich erinnerte. Die Logarithmen zum Beispiel verstand ich mit vierzehn Jahren nicht; aber ich lernte das Verfahren auswendig und benutzte die Logarithmen als Hilfsmittel. Warum alle Brüche, bei denen die Summe der Zahlen durch drei geteilt werden kann, durch drei gekürzt werden können, verstand ich nicht, lernte es aber auswendig.

Wenn man die Einzelheit einer Wissenschaft studieren will, beginnt man Material zu sammeln; sonst kommt nichts heraus. Aber der junge Mann greift die schwere Wissenschaft des Lebens ohne Erfahrungen, das heißt ohne Material, an. Darum wird es so, wie es wird. Ich sehe mich jetzt als jungen Studenten. Wie hochmütig war ich auf fremdes Wissen, geborgte Federn! Wie verachtete ich die Alten! Und doch war alles, was ich aus den Büchern gestohlen hatte, von den Alten gestohlen, welche die Lehrbücher geschrieben; die Jungen schreiben keine Lehrbücher. O Jugend, o Torheit.

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Politische Glossen.

„Der Reichskanzler hat es unterlassen oder verschmäht, eine unionistische Majorität zu bilden, die, wie 1886 in England, unter innerer Anpassung bisher getrennter, sich nun mehr organisch verbindender Parteien für die Durchführung eines großen politischen Programms wirken könnte. Ein solches Programm ist weder im Reich noch in Preußen verkündet worden. Vielmehr ist nur eine taktische Formation erreicht: für vorübergehende Zwecke und ohne inneres starkes Band. Das ist vielleicht das Proton Pseudos, das innerlich Schwache des Blocks; daran kann dieser leicht zerschellen." Diese Worte, die einer Wahlrede des Geheimrats Witting entnommen sind, scheinen mir in ihrer tiefschauenden Prägnanz eine vorbildliche Leistung positiver politischer Kritik darzustellen.

*

Mommsen wollte die Wissenschaft voraussetzungslos; nicht minder wichtig scheint mir,

daß sie ziellos sei. Dies gilt vor allem von der politischen Theorie, die meist auf ein nicht eingestandenes, von persönlichen Wünschen diktiertes demonstrandum zustrebt.

*

„Bremser" haben wir unter unseren Ministern genug; wäre es nicht zeitgemäß, einmal einen „Chauffeur" zu engagieren?

*

Wir modernen Menschen haben dekretiert, daß Geschichte nicht Königsgeschichte sein dürfe, aber alle Geschichte war einmal Tageserlebnis, und nun schaut nur nach, wieviel Spalten täglich von Windsor handelten!

*

Apokryphes Wort eines apokryphen Königs: „Wenn ich nicht Leopold wäre, möchte ich wohl Rockefeller sein. Götzenverehrung und Menschenverachtung sind uns gemeinsam."

*

Wenn man unter dem ancien régime einen Finanzminister brauchte, so nahm man einen Tänzer. Der österreichische Semiparlamentarismus macht es nicht anders, nur daß Praschek . . . nicht tanzen kann.

*

Ein Block ist nie ganz unnütz . . . schlimmstenfalls kann man das Haupt darauf legen.

*

Unter den Todesanzeigen der letzten Zeit erregt die Ankündigung einer Wochenschrift „zur Förderung der Blockpolitik" allgemeines Interesse.

*

Summarische Verteidigung eines ungetreuen Beamten: Nasi fan tutti!

Eduard Goldbeck.

Sehr geehrte Redaktion!

Gestatten Sie mir gefälligst folgende Anfrage. Vielleicht drucken Sie dieselbe ab und ersuchen die Leser Ihrer geschätzten Zeitschrift, die Antwort zu finden, wenn Sie mir dieselbe nicht beantworten können. Einen Preis bin ich gern erbötig auszusetzen.

Am 17. November 1906 unternahm Herr Maximilian Harden in der „Zukunft" einen sehr heftigen Angriff auf Fürst Philipp Eulenburg, mit der Folge, daß ihm Herr Eulenburg alsbald einen Parlamentär ins Haus sandte, um über die Friedensbedingungen zu unterhandeln. Ende November desselben Jahres ließ Herr Harden Sr. Durchlaucht durch den Freiherrn von Berger sagen, daß er ihn für homosexuell halte. Se. Durchlaucht war keinesfalls beleidigt, sondern „er schwieg und schlug die Augen nieder". Im April 1907 erschien in der „Zukunft" ein noch stärkerer Angriff und im Juni gab Harden vor Gericht eine Aussage ab, deren provokatorischer Charakter am allerwenigsten dem Fürsten Eulenburg entgehen konnte, entging er doch selbst dem vernehmenden Amtsrichter nicht. Se. Durchlaucht war aber nicht beleidigt. Am 26. Oktober sprachen die Herren Harden und Bernstein im Plaidoyer sehr wenig liebreich vom Fürsten Eulenburg, der dadurch aber nicht im entferntesten beleidigt war. Erst vier Wochen und drei Tage später war er's, am 26. November a. d. 1907.

Ich gestatte mir nun die Anfrage: Welche Funktion der Zeit ist die Empfindlichkeit Sr. Durchlaucht? Es würde mich vom mathematischen Standpunkt aus interessieren. Es gibt mathematische Größen, die sog. Fourierschen Reihen, die stellen z. B. eine Linie dar, die plötzlich abbricht, dann einen einzelnen Punkt, dann wieder eine gerade Linie, dann wieder einen Punkt usf. bis ins Unendliche, etwa wie die folgende Skizze zeigt.

Vielleicht läßt sich's damit erklären, ich bin aber ein zu schlechter Mathematiker, um die Lösung dieser schwierigen Aufgabe zu finden. Hoffentlich befindet sich in der Redaktion oder unter den Lesern ein besserer Kopf. Vielen Dank im voraus.

Ein Leser des „Morgen".

Berlin, den 29. 11. 07.

Die Arbeiter der Zukunft.

Jeden Tag dieselbe Beschäftigung haben — das ist so köstlich wie das Leben in der Hölle. Die meisten „Beamten“ führen ein derartiges Leben. Und da wir in Deutschland so viele Beamte haben, deswegen ist unserm ganzen öffentlichen Leben der Charakter des Stumpfsinns so eigen. Der große Materialist de la Mettrie hat in seinem Buche „L'homme machine“ behauptet, daß jeder Mensch eine Maschine sei; da jedoch heute kein vernünftiger Mensch Materialist ist, so sollte man sich Mühe geben, das maschinenartige Leben zu fliehen wie die Pest. Und deshalb sollten für die Folge alle Beamten und alle Arbeiter gezwungen werden, in jedem Vierteljahr eine andere „mechanische“ Betätigung zu suchen. Immerzu dasselbe — z. B. Leitartikel oder Kritiken — zu schreiben, sollte auch als „mechanische“ Betätigung aufgefaßt werden. Das Schlimmste ist wohl, wenn jemand jeden Tag dasselbe „redet“. Wir brauchen die Abwechslung in allen Lebenslagen — auch der Arbeiter muß sie haben.

Paul Scheerbart.

Das Automobil-Theater.

Die Automobilindustrie hat sich über einen Mangel an Käufern zu beklagen, und so läßt man sich auf kostspielige Experimente ein, um die Interessentensphäre zu erweitern. Und so kam es, daß in der vorigen Woche von einer bekannten Automobilfabrik ein imposantes Schauspiel arrangiert wurde, zu dem die meisten Theaterpotentaten Norddeutschlands geladen waren. Es erschienen u. a. auch Brahm, Lindau, Reinhardt, Hauptmann, Zickel und Bonn. Durch einen Zufall kam es, daß ich auch dabei war. Es wurden zehn Lastautomobile vorgeführt, in denen sich alles, was zu einem Theaterbau notwendig ist, vorfand. Und das Theater wurde in unsrer Gegenwart in einer halben Stunde von zehn Arbeitern „aufgebaut“. Unter den Materialien herrschte Linoleum und Segeltuch vor, von Wellblech und Eisen war wenig zu bemerken; das Ganze bekam durch farbige Hölzer einen sehr frischen modernen Charakter. Und der Zuschauerraum konnte 150 Personen aufnehmen. Es wurde auch eine Szene aus Lessings „Minna von Barnhelm“ gespielt. Und nach der Vorstellung wurde das ganze Theater in ein Restaurant verwandelt mit Küche, Garderobe und Nebenzimmern. Diese Verwandlung nahm kaum 7 Minuten in Anspruch. Zum Schlusse wurde das Restaurant in derselben Zeit in ein kleines Hotel verwandelt, in dem das gesamte Theaterpersonal mit allen Bequemlichkeiten für die Nacht untergebracht werden konnte. Somit werden wir demnächst auch „fahrende“ Theater haben. Und diesen wird, nach dem Vorgeführten zu urteilen, nichts Schmierenartiges anhaften. Leider darf der Name der Automobilfirma noch nicht genannt werden, da zwischen dem Erfinder und der Firma noch einige Differenzen bestehen, die erst beseitigt werden müssen. Es ist der Bau von zehn solchen Wandertheatern von der Firma beschlossen worden.

Paul Scheerbart.

Ein Gespräch in meinem Grabe

über mein Stück „Ulrich, Fürst von Waldeck“*).

Gehalten im Jahre 1950.

„Pfui! Wie kannst du so selbst dich zeigen?“
Ich muß es doch, wenn die andern schweigen.

Ein mir befreundeter Regenwurm, der mich zuweilen an trocknen Nachmittagen in meiner Gruft aufsucht, hat mir mitgeteilt, daß man in Berlin mein anno 1905 geschriebenes Schauspiel „Ulrich, Fürst von Waldeck“ aufführen wolle. Wenngleich mir diese Nachricht in meiner langweiligen Verwesung ganz amüsant war, so erschrak ich doch nicht wenig, als ich mir, soweit ich es drunten übersehen konnte, die Situation klar machte. Ich habe zeitlebens eine starke Angst vor allen Berlinern gehabt. Die Disharmonie zwischen uns war ihnen ein steter Anlaß zum Gelächter und zu vielen faulen Witzen über mich, worin sie noch heute ihresgleichen suchen. Und wiewohl das Publikum dort heuer nur mehr meinen Schatten, der

*) Erscheint soeben im Verlage Marquardt & Co.

droben wehmütig um die Souffleurkästen herumschleichen soll, auszischen und scheu pfeifen kann, und die Nachtkritiker — Disteln wachsen aus meinen Daumen zu euch empor, ihr Geliebtesten! — nur mehr meinen Namen totprügeln können, ein Rest von Ehrgefühl in mir wird sich, so fürchte ich, noch in meinem Grabe drüber grämen.

Mein Freund, der Regenwurm, riet mir; ich solle ein posthumes Pamphlet unter dem Titel: „Was ich mit meinem Fürsten Ulrich ausdrücken wollte!" herausgeben. Nichts sei geeigneter, um sich in die Herzen der gescheiten Leute — soweit sie diesen Knorpel besitzen, Regenwurm! — einzuschleichen. Ich müsse in diesem Pamphlet *zunächst* zeigen und beweisen, welche dualistischen Ideenfaktoren meinem Stück zugrunde lägen, aus deren Aneinanderprallen eben der das ganze Kunstwerk entzündende schöpferische Funke hervorspringt. Oder anders ausgedrückt: Ich müsse nachweisen, erstlich, daß und wie in meinem Stück das Leben in seiner Gebrochenheit vorhanden sei (Problemstellung), und zweitens, daß und wie diese verlorene Einheit in meinem Geiste sich wiederhergestellt habe (das Moment der Idee).

Dies sei seit Hebbel in Deutschland unumgänglich notwendig, und wenn mir bei meinem Stücke dies nicht zu demonstrieren gelänge, so würde kein Rezensent, selbst in Krähwinkel und Grünwiesel, nicht mehr, eine Szene von mir ohne Murren verschlucken. Dieser erste Teil meiner Beweisschrift müsse so schwierig und unverständlich als möglich sein; ohne längere philosophische Zitate, von Aristoteles angefangen bis auf Weininger und Mach, sei meine Arbeit keinen Achtungserfolg wert, und man würde ihr in Berlin nicht einmal das Wort „Talentprobe" verleihen. Wie der einer Schandtat angeklagte Verbrecher sein Alibi, so müsse der wegen Verfassung eines Dramas vor Gericht stehende Dichter seine Zugehörigkeit zu einem Philosophen nachweisen. Sonst würde er in den Tartarus der Lächerlichkeit geschleudert, und sein Kleinhirn als Dichterscheuche vor den Parnaß aufgespießt.

Im zweiten Teil deiner Verteidigungsschrift aber mußt du — und hierbei krümmte sich der Regenwurm vor Aufregung wie ein Korkenzieher — den regelrechten Aufbau deines Stückes dar- und klarlegen. Ich rate dir dazu zunächst, den verschwenderischsten Gebrauch von dem Wörtchen „dramatisch" zu machen. Mit diesem muß mindestens jeder zweite Satz, den du schreibst, gesalzen sein. Das Wörtlein „*undramatisch*" muß dir einen solchen Ekel und Schauder einflößen, wie mir der Gedanke an ein Huhn, das meiner ganzen kurzweiligen Existenz ein Ende setzen kann. Was mein Vetter, der Bazillus, für die Menschen droben, das bedeutet dies Wörtchen für den dramatischen Dichter. Mehrfach appliziert, führt es unabwendlich zu seinem poetischen Tode, es sei denn, daß er sich zum prosaischen Berufsmenschen oder Kunstschriftsteller verpuppt, und so die Bazillen verkapselt, wie eure Aerzte sagen.

Darum beweise den dramatischen Aufbau deines Stückes, oder laß dich begraben! (Verzeihe den Pleonasmus!) Man muß seine Leistung auf eine Formel bringen und diese heilig sprechen, oder kein Gervinus nimmt dich in seine Literaturgeschichte auf. Eine Köchin, die aus ihrem Instinkt heraus und nicht nach dem Rezeptbuch kocht, ist eine ordinäre Person und kein Feuilleton wert. Darum beweise, daß dein Stück dramatisch gebaut sei, daß es eine fortlaufende, innere und äußere, Handlung habe, die sich aus einer gesetzten Situation bei so und so beschaffenen Charakteren hat ergeben müssen. Es hat zwar leider bis dato schon so viele, verschiedene Dramatiker gegeben, daß man kaum mehr weiß, was eigentlich noch undramatisch ist, und jeder hat jedesmal den Flügelgaul anders aufgezäumt. Aber trotzdem mußt du dich immer wieder als einen Dramatiker ausrufen, um für einen solchen zu gelten, oder sie werden dir so lange über deinem Kopf herumtrampeln, bis du es hier unten in deinem jetzigen undramatischen Zustand verspürst und aufschreist: „O, wie dramatisch!"

Der Regenwurm merkte, daß ich mit meinen aus dem Scharnier geratenen Kinnbacken zu gähnen versuchte, und schlich sich, beleidigt dar-

über, daß ich seine guten Ratschläge so in den Wind schlug, von dannen. Er begab sich sofort von mir an seinen Lieblingsplatz, eine Müllgrube in der Nähe der Stadt, wo viel altes Zeitungspapier herumliegt, aus dem er seine bedeutende, mich jedesmal wieder verblüffende Bildung und Gelehrsamkeit hernimmt. Ich aber drehte mich dreimal in meinem Grabe herum, wobei ich einige neuerlich unangenehme Verkürzungen feststellte, und blieb im Grunde leider derselbe, der ich gewesen war.

Herbert Eulenberg.

Musik.

„Tragaldabas", Komische Oper in 4 Aufzügen von Eugen d'Albert.

Am Vormittag des 3. Dezember ließ Eugen d'Albert den Lesern des „Berl. Lokal-Anzeiger" verkünden: „Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die moderne Opernkomposition der Vereinfachung entgegengeht, daß die Salome nach gewisser Richtung hin einen Höhepunkt bedeutet und das gleiche Publikum, das die Straußsche Oper bejubelt, auch einfache, natürliche musikalische Kost willkommen heißt." Am Abend desselben Tages gab aber das Publikum, das zur Aufführung von d'Alberts „Tragaldabas" im Hamburger Stadttheater erschienen war, unzweideutig zu verstehen, daß die Zeit für die von d'Albert verstandene Rückkehr zur Einfachheit noch nicht gekommen sei. Natürlich sind hier nicht die Mißfallensäußerungen des Pöbels gemeint, der nach dem dritten Aktschluß ins Parkett hinunterbellte und pfiff. Das kann nicht der Maßstab für die Aufnahme eines Kunstwerkes sein; auch der herrliche „Corregidor" Hugo Wolffs wurde seinerzeit in Berlin mit Zischlauten begrüßt, obwohl der unglückliche Tondichter zur Zeit der Berliner Premiere längst tot war, was den damaligen Schreiern offenbar nicht bekannt gewesen ist.

Möglicherweise gingen die Hamburger Demonstrationen von Leuten aus, die d'Albert den Erfolg seines „Tiefland" nicht verzeihen können. Von größerer Bedeutung aber war die kühle Reserve, mit der das neue Werk von allen ernsten Musikern und Musikfreunden aufgenommen worden ist, eine passive Ablehnung, aus der auch der künstlich entfachte Beifall einen Scheinerfolg nicht zu konstruieren vermochte.

Ein merkwürdiger Fall, denn offengestanden, finde ich für die Ablehnung des „Tragalbadas" zum mindesten nicht mehr Gründe, als für den Ueberschwang, mit dem der Tiefland-Komponist kürzlich als Retter aus der deutschen Opernnot gefeiert worden ist. Der Sänger des „Tragaldabas" ist mir sympathischer als der Vertoner des „Tiefland". Der laute, lärmende Erfolg der auf die veristische Skala eingestimmten Tiefland-Tragödie beweist, daß das Publikum dem müheloſen Spaziergang im Flachland immer noch den Vorzug gibt vor dem Streben nach höherem Auslug. Es ist auch auffallend, daß die wortführenden Zeitgenossen, die für ausländische Tonsetzer nur mürrische Worte übrig haben, die einen Massenet und einen Puccini als ordinäre Musikhandwerker hinstellen, nicht auf den Einfall gekommen sind, Vergleiche zwischen der Schreibweise eines Puccini und eines d'Albert anzustellen. Sie würden dabei sicherlich zu dem Resultat gelangt sein, daß Massenet und Puccini eigentlich recht persönliche Musik machen, mit anderen Worten einen stark entwickelten Stil ihr eigen nennen, während d'Albert im „Tiefland" haltlos hin und her schwankt; bald klingen aus dem Orchester brünstige Kantilenen italienischer Provenienz herauf, bald werden auf der Bühne unverfälschte Operduette alten Stils, wie zu des seligen Neßlers Zeiten, geschmachtet. O Publikum, wie hast du dich nasführen lassen. Der d'Albert des „Tiefland" zeigt nicht sein wahres Gesicht; da ist er nur der große Macher, der gewiegte Routinier, der alle Register eines wirksamen Opernkrams zieht, der mit ausgleichender Geschicklichkeit die Dürftigkeiten mit buntem Instrumentalflitter vergoldet.

Der d'Albert aber des „Tragaldabas" ist, wenigstens in der Absicht, der wahre Künstler, der Schöpfer der „Abreise", die als typisches Beispiel der Kammeroper immer noch an der Spitze der d'Albertschen Bühnenwerke steht.

Das Libretto zur „Abreise" (vom Grafen Sporck) ist sicherlich kein Meisterwerk; aber es zeichnet sich durch geschickte Anlage aus; es herrscht ein vornehmer Ton in dieser artigen Biedermeierkomödie und der über den Szenen ausgebreitete freundlich-behagliche Humor ist auch in d'Alberts Partitur glücklich zur Auslösung gelangt. Diese guten Eigenschaften fehlen dem Textbuch zum Tragaldabas. „Natürlich hat Rudolf Lothar den Text geschrieben", erklärte d'Albert einem Reporter. Als ob das so selbstverständlich wäre! Lothar hat sich einer um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts auftauchenden und ebenso schnell wieder verschwindenden Komödie des Auguste Vacquerie angenommen, das Werk verdeutscht, umgedichtet und endlich aus der Nachdichtung das für d'Albert bestimmte Libretto herausdestilliert. Das französische Original mag ein interessantes, lustiges und witziges Stück sein. Da aber,

wie Lothar selbst erzählt, die Uebersetzung sehr selbständige Wege ging und dabei die vielen Bonmots und Tiraden ausgeschaltet und gekürzt wurden, ist wohl vom Esprit Vacqueries nicht viel übrig geblieben. Das vorliegende Libretto zumal ist von Witz und Geist völlig verlassen. Aus der lustigen Mantel- und Degen-Intrigue des französischen Dichters ist eine ungeschlachte Groteske geworden, an der, ganz abgesehen von dem rohen Gefüge und der dick aufgetragenen Farbe, die geradezu entsetzlichen Verse das Schlimmste sind. Im Hinblick auf die Naivitäten und Plattitüden ist dieser Operntext höchstens noch etwa mit der Uebersetzung einer früheren Verdi-Oper zu vergleichen. Diesem Tragaldabas, dessen Charakteristik verwandte Züge mit Falstaff und Cyrano aufweist, wäre vielleicht musikalisch beizukommen gewesen, wenn die feine Hand Rostands dazu die Feder geführt und Ermanno Wolf-Ferrari seine schimmernden Tonketten darüber ausgeschüttet hätte.

Jetzt ist der „Tragaldabas" nichts als ein riesiger, instrumentierter Witz. Die Partitur ist die Arbeit eines Musikers, der ungeheuer viel kann, der den technischen Apparat der Bühne und des Orchesters sicher und mühelos beherrscht, dem es aber nicht gelingen konnte, mit bloßen Verstandeskategorien mehr als Interesse zu erwecken. Kurz: die Tragaldabas-Partitur ist völlig blutleer, sie wendet sich ausschließlich an den Verstand; das Herz geht leer dabei aus. Aus diesem Grunde wird ihr ein dauernder Erfolg versagt bleiben. Und dennoch ist mir diese Musik lieber als die falsche Maske, die d'Albert im „Tiefland" aufsetzt. Das Heitere, Lustspielmäßige liegt nun einmal dem Komponisten viel besser, als ihn der tragische Wurf des Musikdramas kleidet. Das leitmotivisch verwendete Themenmaterial zeichnet sich in der Hauptsache nicht gerade durch starke Eigenart aus. Vortrefflich gedacht ist das Tragaldabas-Motiv, das die Oper in mannigfachen harmonischen und rhythmischen Umbildungen, fast zum Ueberdruß, durchzieht und jedenfalls beim ersten Auftritt des Titelhelden am ergötzlichsten wirkt, wo es in riesenhafter Plastik von den Posaunen, Bässen und tiefen Holzbläsern eingeführt wird. Ueberhaupt ist die Orchesterbehandlung die beste Seite des Werkes. D'Albert hat fast sämtliche Instrumente auf ihre komische Wirkungsmöglichkeit geprüft. Bald gurgeln die Fagotte, bald ächzen und stöhnen gedämpfte Hörner, Trompeten und Posaunen. Trillernde Blechinstrumente, klopfende Geigenbogen und andere Scherze tauchen in jedem zweiten Takt auf. Diese Häufung komischer Effekte ermüdet aber auf die Dauer und schwächt die guten Eindrücke ab. Das ist eben eine grundfalsche Aeußerung des Humors, der nicht von außenher auf die Noten übertragen werden darf, sondern aus dem musikalischen Gedanken heraus seine goldenen Fäden spinnen muß. Hier zeigt sich auch die Grenze zwischen Talent und Genie. Das Talent versucht durch künstliches Aufpfropfen Stimmungen zu erzeugen. Das Genie durchwärmt mit seinem Blut die Form. Beispiel: Smetanas „Verkaufte Braut". Das Orchester des genialen Böhmen ist von fast Mozartscher Einfachheit; von Instrumentalscherzen nirgends eine Spur; in den köstlichen Buffoszenen des Kézal führen die Streicher das Wort. Welcher warme, sonnige Humor blüht aber aus diesen Tönen auf, selbst wenn man sie nur am Klavier anschlägt.

Wo d'Albert im „Tragaldabas" ernstere Saiten anschlägt, zeigt er sich nicht besonders wählerisch. Es sind alles gutklingende, aber sehr konventionell anmutende Melodien, die manchmal bedenklich nach dem Salonstil gravitieren. Zwar der D-Dur-Walzer Ottavios, in dem die meisten das Haar in der Suppe gefunden zu haben glaubten, ist so schlimm nicht; auch Offenbach (in Hoffmanns Erzählungen) und Lortzing haben wiederholt zur Walzerform gegriffen. Ueberdies versöhnt bei d'Albert die famose parodistische Wendung des Walzers, wenn Tragaldabas von Weib und Liebe singt. Die Duette des Ottavio und der Laura im zweiten Aufzug mit der hübschen Stimmungsmalerei des Orchesters und das Duett im dritten Aufzug, dessen Hauptthema viel Aehnlichkeit mit der Schlußszene der „Abreise" hat, bilden vom rein musikalischen Standpunkt aus betrachtet sehr annehmbare Momente, und auch die Serenade Ottavios hat in bezug auf ihre rhythmische und klangliche Wirkung Anspruch auf Beachtung. Zum besten der Oper rechne ich das breit dahinströmende, symphonisch behandelte Vorspiel zum letzten Aufzug, eine stimmungskräftige Schilderung des Sonnenaufgangs.

Einer polyphonen Schreibweise ist d'Albert merkwürdigerweise aus dem Wege gegangen. Vielleicht hätte sich durch eine sorgfältigere musikalische Faktur mancher Mangel an Erfindungskraft etwas verdecken lassen. Jedenfalls kann die neue Oper die Spuren einer sehr hastigen Arbeitsweise nicht verleugnen. Dafür ein weiterer Beweis: Im Juni dieses Jahres übergab Lothar dem Komponisten das Libretto. Nach fünf Monaten schon ist die Erstaufführung möglich, zu der schon längst der gedruckte Klavierauszug vorlag. Der Ehrgeiz d'Alberts, seinen unbestrittenen Lorbeeren auf dem Gebiet des reproduktiven Künstler-

tums neuen Ruhm auf der heißumstrittenen Bühne anzugliedern, scheint den Künstler auf Abwege zu führen. Er gönnt sich zu wenig Zeit, neue Pläne ausreifen zu lassen. Noch hatte der „Tragaldabas“ seine Erstaufführung nicht hinter sich, als ein Blatt zu melden wußte, d'Albert habe eine neue tragische Oper beinahe vollendet. Was ihm also vor allem nottut, ist künstlerische Konzentration, sonst setzt er sich der Gefahr aus, ein Vielschreiber gescholten zu werden.

Noch ein Wort über die Hamburger Aufführung. Hofrat Bachur hatte seine besten Kräfte ins Treffen geschickt. An der Spitze des Orchesters stand der talentvolle Gustav Brecher, ein junger, aus der Strauß-Mahler-Schule stammender Feuergeist, der seiner Kapelle Schwung und Geist zu suggerieren wußte. Herr vom Scheidt, eine geniale Mischung von Bariton und Buffobaß, agierte die anspruchsvolle Titelpartie mit zwingendem Verstand und gesanglicher Noblesse. Ihm sekundierte der stimmgewaltige Max Lohfing als Vagabund Griffo. Das Liebespaar Ottavio und Laura erschien in der Interpretation durch den mit schönen Mitteln ausgestatteten Aloys Pennarini und Frau Hindermann, die diesmal etwas matt wirkte, als angenehmer Kontrast zu der rauflustigen Gaunergesellschaft. Große Enttäuschung bereitete die Regie. Ich las auf dem Zettel: Einrichtung von M. Moris. Das sollte, wie ich annehme, nicht weniger besagen, als daß der „Tragaldabas“ in dem von der Berliner Komischen Oper inaugurierten Stil in Szene gehen werde. Allein nichts von alledem. Vermutlich hat sich die Hamburger Regie von Berlin aus nicht dreinreden lassen wollen. Jedenfalls war das, was man auf der Bühne zu sehen bekam, der alte Opernschlendrian mit seinen gemalten Requisiten, seinen gräulichen Bäumen und Rasenstücken. Der Sonnenaufgang war rot, die Nachtszene grün und der Tag gelb, alles ein breiter, uniformer Farbenton, ohne Nuancen, ohne Uebergänge. Ein wahres Glück, daß es Regisseure gibt wie Gregor und Moris, die den Kampf mit dem künstlerischen Phlegma aufgenommen haben und durch ihre Resultate vorbildlich zu wirken berufen sind.

Eusebius.

Theater.

Eine Bearbeitung. In der vergangenen Woche ließ Paul Eger aus Wien am hiesigen Kleinen Theater seine „Mandragola“ aufführen. Seine, trotz Machiavell. Denn das können wir doch für ausgemacht nehmen, daß das Eigentum an einer dramatischen Arbeit irgendwelcher Art nicht von der Fabel bestimmt wird, die irgendwo gefunden worden ist, sondern von der Stimmung des Ganzen, die vom Autor kommen muß. Das allein entscheidet. Man hat jetzt viel gegen die Bearbeiter von älteren Stoffen auf dem Herzen, tut so, als ob die Erfindung von Vorgängen, das Hinstellen und Ordnen sonderbarer Begebenheiten die wesentlichste Aufgabe dramatischer Talente wäre, und erbost sich, weil es die günstige Gelegenheit gerade verstattet, insbesondere gegen die Wiener; diese wenden sich, heißt es, lässig und kraftlos und unfruchtbar, am liebsten dem Gewesenen und zu Ende Geformten zu, putzen es spielerisch heraus, modeln es um und setzen es gelenkig in Bewegung, um sich an diesem Anschein eines neuen Lebens zu erfreuen. Hier wird jetzt nicht zu entscheiden sein, was die Wiener können, oder nicht können. Daß es unsinnig ist, für dramatische Neuprägungen, wie sie dort in den letzten Jahren zufällig zweimal versucht worden sind, Wien selber verantwortlich zu machen, leuchtet wohl jedem ein, der einsehen will. Aber da es nun wiederum vorgekommen ist, daß einer aus Wien die Handlung einer alten Komödie für seine neue benutzt hat, liest man wiederum, es sei die Gewohnheit der Wiener, Stoffe aus vergangenen Literaturen „aufzuschürfen“ und moderner herauszuputzen. Und der Unkundige mag sich, wenn er das gedruckt sieht, ungefähr vorstellen, daß da eine literarische Gelehrtenkolonie ständig mit historischen Ausgrabungen beschäftigt sei . . .

Zunächst ist zu sagen, daß diese Bearbeitungen, die man da so in der Geschwindigkeit zu einer kleinen Gruppe zusammengeworfen hat, so wenig zusammengehören, wie sonst irgend Dramen grundverschiedener Art. Es ist was anderes, menschliche Konflikte, die von altersher für groß und stark und anschauenswert gegolten haben, bis in die feinsten Empfindlichkeiten hin auszuspannen, von denen unsere Zeit noch weiß; und was anderes ist es, die Wirksamkeit von Situationen zu überprüfen, sie neu zu glätten, für die Gaumen von heute umzukochen. Geschieht jenes, so hat ein Zufall oder eine Laune dem Dichter — denn hierzu sind Dichter notwendig — einmal seinen Gegenstand aus einem Buch anstatt aus einem anderen Gehege des inneren Lebens zugeworfen; wird dieses unternommen, so haben die Finger eines Geschickten oder die Nerven eines Geschmackvollen das Buch ausgefunden, das sich ihren technischen Versuchen am bequemsten fügt. Es ist, wie man sieht, doch eine etwas andere Methode zu „bearbeiten“. Man kann diese „Mandragola“ als das Experiment einer anfängerischen Begabung ansehen, die sich vorläufig noch hinter fremden

Erfindungen bescheidet und erst nur im Ton und im Aufriß der Szenen das Eigene probiert; man kann selbst über ein allzukeck verfehltes Wagnis murren, wenn man sich dazu versteigt, dem Komödiendichter Macchiavelli den Heiligenschein der literarischen Unantastbarkeit aufzusetzen.

Aber man kann nicht von „Bearbeitungen" so obenhin und so allgemein sprechen und eine neue Rubrik der Literaturgeschichte auftun, in die nun plötzlich alle modernen Wiener Autoren gesperrt werden sollen. Es stimmt nämlich nicht; es stimmt nicht, daß Umformungen von von Aelterem nur zu unserer Zeit und nur in Wien gemacht werden, und es stimmt nicht, daß nun alle Wiener Autoren oder auch nur eine Gruppe von ihnen an dieser Sucht, Gestaltetes neu zu gestalten, erkrankt wären. Und es stimmt schon gar nicht, daß es ein Zeichen von Schwäche oder Leere oder Müdigkeit sein soll, wenn einem einmal einfällt, seiner Kunst oder seinen Künsten dort Raum zu erzwingen, wo schon das Werk eines Früheren steht. Im Gegenteil; ich meine, es gehört schon ein recht üppiges Temperament dazu, sich mit einer gewordenen und geprägten Arbeit so heftig auseinanderzusetzen, daß daran gleich eine eigene anknüpfen kann. Es muß Kraft in einem sein, der ein so uraltes Gefüge auszinanderzunehmen, ihm eine neue Seele einzugeben oder ein neues Gesicht vorzuhängen wagt. Wer dann noch, wenn dies gelungen ist, nichts anderes gehört haben will als eine alte Fabel, der ist eben ein schlechter Zuhörer und hat sich sein Mißbehagen nur selbst zuzuschreiben. Es gibt keine Bearbeitungen älterer Stoffe, in denen der Stoff mehr wirken könnte, als das Talent, das neuerdings an ihn gekommen ist. Wo diese „Mandragola" gefiel, da gefiel die Geschicklichkeit, der Witz, die Wortsicherheit des jungen Paul Eger; und wo seine Kraft zu dünn, seine Stimme zu uneigen war, da mußte ihm seine Komödie mißraten. Seine Komödie, trotz Macchiavell; denn was dieser erfunden hat, war dem Heutigen nur mehr das Gerät, an dem seine Geschicklichkeit sich übte, an dem seine Kraft auch gelegentlich versagte. Bearbeitung ist nichts, als eine zufällige Art der Stoffwahl; mit Begabung oder geistigem Reichtum oder Frische und Fülle des inneren Lebens hat sie nicht das mindeste zu tun.

Das gilt schon von dieser leichteren, untiefen Gattung und umsomehr noch von jenen starken und neu durchseelten Umdichtungen, die man bei der Gelegenheit so unvermerkt mit in die Rubrik „Bearbeitung" werfen wollte. Darum ist es vielleicht ganz gut, diesem leidigen Wort ein wenig ins Gesicht zu leuchten, bevor es, im Dunkeln weiterschleichend, unangenehmen Schaden stiften kann. Willi Handl.

Reformen.

In den nächsten Jahren werden, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Blicke der an innerer Politik Interessierten auf ein Gebiet gelenkt werden, das der Mehrzahl in der Regel verschlossen scheint. Wer kümmert sich (außer den Fachmännern) um die wichtigen Fragen, die den Geldumlauf betreffen, wer kümmert sich um die Fragen, die sich an die Verfassung der Reichsbank knüpfen? Nur in Zeiträumen von 10 zu 10 Jahren, wenn die Erneuerung des Bankprivilegiums vom Reichstage und von der Regierung beschlossen werden muß, wird das Für und Wider von Berufenen und Unberufenen erörtert. Zu heißer Parteienstreit pflegt bei uns nicht um die Gold- und Silberwährung zu entbrennen. In Nord-Amerika hat die Agitation der Silberleute dahin geführt, daß Schuster und Schneider den Dingen ein gewisses Verständnis entgegenbringen. Und vor den Wahlen wurde häufig (besonders bis zur großen Währungsreform des Jahres 1893) selbst auf den Straßen heftig debattiert. Bei uns ist nichts so unpopulär wie die Börse und was mit ihr zusammenhängt. Drum sorgen auch die Parteien dafür, daß den Wählern nicht gesagt wird, eine Reform des Börsengesetzes nach den Wünschen der Händler sei im wirtschaftlichen Interesse notwendig. Bei den Reichstagswahlen im Vorjahre verhielten sich selbst die freisinnigen Parteien gegenüber ihren Wählern mit der Forderung auf eine Aenderung des Börsengesetzes sehr still. Die Agrarier wissen, daß die Gegner keinen Widerhall im Lande finden, und nützen die Unkenntnis der Masse aus. Gerade die Liberalen sind aber an diesen Zuständen nicht ohne Schuld. Das größere Verständnis des amerikanischen Volkes in wirtschaftlichen Dingen ist nur dadurch herbeigeführt worden, daß man diese Fragen zum Gegenstande hitziger öffentlicher Debatten machte. Mag sein, daß die liberalen Parteien hierdurch zunächst manche Stimme verlieren würden, aber mit der Zeit würde das Verständnis vermehrt werden, und auch der Kapitalfeindliche würde erkennen, daß man die Börse nicht ohne weiteres nur als die Stätte der Reichen bezeichnen und bekämpfen darf, daß man wirklich vorhandene Schäden und Auswüchse erst dann beseitigen kann, wenn man in die Materie weiter eindringt.

Wir haben selbst im Reichstag kaum eine Handvoll Abgeordneter, die von Geld-, Bank- und Aktienwesen etwas verstehen. Dieser Mangel hat zwei Nachteile. Einerseits traut man sich an notwendige Gesetzesänderungen nicht heran (eine Verbesserung des Aktienrechtes ist längst fällig), andererseits ist man zu

sehr auf Fachleute angewiesen, wenn es zur Beratung über eine solche Vorlage kommt. Beim Hypothekenbankgesetz trat dies drastisch hervor; da haben sich Reichstag und Regierung in den meisten Punkten den Wünschen der Hypothekenbankdirektoren gefügt. Ein böser Zufall wollte später, daß ein Teil derjenigen Direktoren, die den Ton angaben, nach wenigen Jahren ins Gefängnis wandern mußte. Ist's nicht der Mühe wert, auch diese Dinge zu studieren? Ueber die Frage, ob ein in Hofgunst Stehender homosexuell veranlagt ist, wird tagelang diskutiert; die wichtigsten wirtschaftlichen Vorlagen werden im Handumdrehen erledigt. Mögen nicht alle Abgeordneten von kaufmännischem Geist beseelt sein, mögen sie von dem Wesen der Geldzirkulation, von der Technik des Bank- und Börsenwesens keine Ahnung haben; ein paar Spezialisten müßte jede Partei präsentieren können. Das Spezialistentum muß in den Fraktionen überhaupt mehr entwickelt werden als es heute der Fall ist.

Der Verlauf der Enquete über das Geld- und Bankwesen, die die „Norddeutsche Allgem. Zeitung" angekündet hat, wird die Richtigkeit dieser Ausführungen beweisen. Schon aus Andeutungen, die in den Zeitungen gemacht werden, geht hervor, daß die Kommission zur Prüfung der Fragen von einseitigen Fachinteressen beherrscht sein wird. Die Vertreter der Landwirtschaft werden mit denen der Industrie und des Börsenhandels darüber hadern, ob die Dritteldeckung der Reichsbank beibehalten werden soll, ob das Prinzip der Goldwährung durch vermehrte Ausgabe von Scheidemünzen durchlöchert werden soll.

Die Novelle zum Börsengesetz, die dem Reichstag bei seinem Zusammentritt zugegangen ist, zeigt ebenso deutlich die Mißstände dieser Art von Gesetzesmache. Sie ist ein Produkt Bülowscher Blockpolitik. Auf der einen Seite wird der Unfug zugegeben, den das Börsengesetz angerichtet hat. Dann aber erkennt man wieder das Bestreben, die Landwirtschaft versöhnlich zu stimmen. Die weiß natürlich sehr gut, daß die Annahme der Novelle die Wünsche der Börse zum größten Teil befriedigt. Doch die Erfüllung dieser Wünsche muß nun wieder auf alle mögliche Weise verklausuliert werden, damit die Wähler nicht merken, daß man den früheren Standpunkt aufgegeben hat. Die Vertreter der Börse müssen sich wieder so stellen, als ob das neue Gesetz ihren Wünschen nicht entspreche. Würde das Einverständnis offen erklärt werden, so müßten die Agrarier, ihrer Wähler wegen, mit der Annahme zaudern. So wird das Spiel weiter geführt, bis die Novelle unter Dach und Fach gebracht ist. Ein Anblick für Götter.

Charakteristisch hierfür ist zunächst die Art und Weise, wie von den Anhängern der Börse die gesetzliche Festlegung des handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfts in Getreide und Mühlenfabrikaten kommentiert wird. Jeder Händler weiß, daß er mit dem handelsrechtlichen Lieferungsgeschäft vollständig ausgekommen ist, und es ist ihm in Wirklichkeit höchst gleichgültig, ob der Abschluß als Termingeschäft oder als handelsrechtliches Lieferungsgeschäft gemacht wird. Der Uebelstand beim jetzigen Handel ist der, daß die Kaufleute niemals wissen, ob auch das Reichsgericht die Umgehung des Terminhandels (die selbst die Vertreter der Landwirtschaft im Börsenvorstand gutgeheißen hatten) sanktionieren würde. Jetzt soll diese Handelsform durch Gesetz gestattet werden; mehr braucht auch der Börsenfreund nicht zu fordern. Doch die Agrarier stellen es so hin, als ob sie der Börse nichts konzediert hätten; diese wiederum stellt sich so, als ob ihr das handelsrechtliche Lieferungsgeschäft nicht genügen würde. Man kann dieses Komödienspiel vielleicht begreifen; zu widersprechen ist aber, wenn die Blockpolitik es zustande gebracht hat, notwendige Reformen (die nicht im Börseninteresse liegen) beiseite zu schieben, weil die Aenderungen eben nicht unter dem Gesichtspunkte wirtschaftlicher Notwendigkeit vorgenommen werden, sondern nur unter dem des Interessenausgleichs der Blockparteien. So hat man (abgesehen von einigen Bestimmungen über die Zulassungsstelle, die den Agrariern nützlich sind oder den Emissionshäusern Kosten ersparen sollen) nur eine Aenderung des Abschnittes IV des Börsengesetzes vorgenommen. Dieser Abschnitt enthält die Bestimmungen über den Börsenhandel und den Differenzeinwand, also diejenigen, die der Börse ein Dorn im Auge waren. Weil aber die Agitation der Banken und Bankiers nur darauf hinausging, das ihnen Lästige zu beseitigen, hat man sich nicht, wie es sich gehörte, gefragt, ob nicht in den anderen Abschnitten manches enthalten ist, was für eine Aenderung reif ist.

Ich will einige Vorschläge machen, die bei der Beratung der Novelle nicht ohne Beachtung bleiben sollten. Vor allem müßte die bisherige Art der Kursnotierung einer Verbesserung unterzogen werden. Das geltende Börsengesetz bestimmt nur (im § 5), daß die Börsenordnung Bestimmungen darüber festzusetzen hat, in welcher Weise die Preise und Kurse zu notieren sind. Hier wäre notwendig, Vorschriften zu erlassen, die die Feststellung falscher Kurse verhindern. § 29, 3 des Gesetzes sagt zwar, daß als Börsenpreis derjenige Preis festzusetzen ist, „welcher der wirklichen Geschäftslage des Verkehrs an der Börse entspricht".

Wie aber verhindert werden kann, daß auf Wunsch der Emissionshäuser die Kurse in die Höhe gesetzt werden, ohne daß auch nur ein einziges Stück zum Handel gelangt, wird nicht gesagt. Die Frage hat vor einigen Monaten in der Handelspresse eine Rolle gespielt. Doch sie ist nicht genügend gewürdigt worden. Man hat gegen das „Heraufsetzen" der Kurse ohne effektiven Handel Stellung genommen, aber man hat keine praktischen Vorschläge gemacht, um diesem Unfug zu steuern. Mindestens wäre zu fordern, daß aus dem Kurszettel deutlich sichtbar sein müßte, wenn zu dem festgesetzten Kurse die vereideten Makler Geschäfte nicht abgeschlossen haben. Das Publikum würde dann erkennen, daß es dem Emissionshause nur darum zu tun war, einen höheren Kurs herbeizuführen, daß aber tatsächlich Nachfrage nach dem Papier nicht bestanden hat. Gegen den Wunsch des Geheimrats Hemptenmacher, des Staatskommissars an der Berliner Börse, die Kurse derjenigen Papiere, in denen Geschäfte nicht abgeschlossen wurden, nicht zu notieren (zu „streichen", wie der Fachausdruck lautet), ward eingewendet, daß hierdurch die Effektenbesitzer in den Glauben versetzt werden, das Papier sei überhaupt nicht verkäuflich. Dem ist aber sehr leicht abzuhelfen, indem im amtlichen Kurszettel vermerkt wird, warum die Notierung nicht erfolgt ist. Dadurch würde auch verhindert werden, daß wegen einer winzigen Nachfrage ein Kurs übermäßig erhöht, wegen eines winzigen Angebots zu weit herabgesetzt werden kann. Droht diese Gefahr, so hätten die Makler (nach Gesetzesvorschrift) den Kurs zu „streichen". Ist gleichzeitig aus dem Kurszettel zu ersehen, wie groß Nachfrage oder Angebot war, so wird sich am nächsten Tage eine Anzahl von Käufern finden, die das Angebot ohne wesentliche Kursveränderung aufnimmt oder die Nachfrage befriedigt. Auch noch in einem anderen Punkte hätten Aenderungen der Kursfeststellung im Börsengesetze Aufnahme zu finden. Der § 79 droht Gefängnisstrafe demjenigen Kommissionär, der bei Ausführung eines Auftrages absichtlich zum Nachteil des Kommittenten handelt. Es hat sich jedoch in der Praxis gezeigt, daß die Anwendung dieses nützlichen Paragraphen so gut wie niemals möglich ist, wenn es sich um Aufträge in Termingeschäften handelt, die im Laufe des Börsenverkehrs eintreffen. Die amtlichen Notierungen geben nämlich neben dem ersten und dem Schlußkurse immer nur die Schwankungen innerhalb der höchsten und niedrigsten Kurse an. Um welche Zeit aber die betreffenden Preise während des Verkehrs erzielt wurden, geht aus dem Kurszettel nicht hervor, wissen selbst die Makler meist schon am nächsten Tage nicht mehr zu beantworten. Wie soll dann der Auftraggeber ermitteln können, ob der Bankier ihm nicht zu seinem Nachteil falsche Kurse (wenn auch innerhalb der Schwankungen) aufgegeben hat? Nach den jetzigen Bestimmungen aber ist der § 79, 2 überflüssig und dient nur dazu, den Kunden der Bankiers einzureden, daß sie niemals übervorteilt werden. — Es ist zu fordern, daß im Kurszettel zu vermerken ist, *wann* die betreffenden Preise erzielt wurden. Auch die Bestimmungen über die Zulassungsstelle hätten noch manche Aenderung zu erfahren. Der Prospekt bei neuen Emissionen ist unzureichend. Die Zulassungsstelle läßt sich zwar von den Emissionshäusern nähere Angaben machen und beurteilt die Verhältnisse der Gesellschaften hiernach, sowie nach eigenen, praktischen Gesichtspunkten. Aber die Sitzungen dieser Behörde, in denen über die Zulassung beraten wird, sind nicht öffentlich; wären sie es, so würden wenigstens die Journalisten einen besseren Ueberblick über den Wert der Emission bekommen und oft die Erwerber vor Nachteil schützen können. Der Einwand, daß durch die Veröffentlichung Geschäftsgeheimnisse verraten werden könnten, ist hinfällig, denn auch Mitglieder der Zulassungsstelle sitzen in den Aufsichtsräten von Konkurrenzgesellschaften. Last not least muß auch die Stellung der Journalisten an der Börse neu geregelt werden. Sie sind, nach dem jetzigen Gesetz und der Börsenordnung, nur Gäste der Börse, und es kann ihnen, wenn sie dem Börsenvorstand (vielleicht durch scharfe Kritik) mißliebig geworden sind, die Einlaßkarte entzogen werden.

In der Börsenpresse war von all diesen Vorschlägen nichts zu finden. Da hat man sich damit begnügt, die neuen Bestimmungen zu kommentieren, und stellt sich so, als ob die Wünsche der Börse nicht genügend befriedigt werden. Auch die Börsenpresse treibt eben Blockpolitik.

Bruno Buchwald.

Bücher.

Ein Verzeichnis derjenigen Bücher, auf die wir vor Weihnachten noch hinweisen möchten, soll im nächsten Heft des Morgen erscheinen. Heut — wo die Memoirenliteratur sich wieder besonderer Beliebtheit erfreut — sei auf die Briefe eines jungen Diplomaten und Offiziers aus der Zeit Napoleons aufmerksam gemacht; auf Briefe, die von dem Streit des Kaisers mit dem Kurfürsten von Hessen berichten: „*Ralph Heathcote*" von *Gräfin Günther Gröben*. (London: John Lane The Bodley Head.) Schon die Einleitung wird neben dem

historischen auch das persönliche Interesse soweit wachrufen, daß man das Buch gern von Anfang bis zu Ende liest.

*

Babs Drama „Das Blut", von dem im vorigen Hefte die Rede war, wird in Buchform vor Weihnachten nicht mehr erscheinen. Ich habe die künstlerischen Qualitäten dieser Arbeit bereits hervorgehoben — nicht in ausreichender Weise, wie mir scheint, nachdem sich die zum Urteil Berufenen mit der von Bab vertretenen Weltanschauung, die m. E. mit dem literarischen Wert der Arbeit nicht das Geringste zu tun hat, einverstanden erklärt haben. Und um die Urteilsbildung in weiten Kreisen vor Erscheinen des Dramas durch meine vorige Besprechung nicht ungünstig zu beeinflussen, stelle ich hiermit ausdrücklich fest, daß ich mit meiner Auffassung ziemlich einsam stehe. Jedenfalls zeigt es sich schon heute: Sobald die Arbeit bei S. Fischer erscheint, wird man zu ihr Stellung nehmen müssen. Ich will nur hoffen, daß man sich im Streit um die Motive nicht um den reinen Genuß der dichterischen Schönheiten des Dramas bringt. A. L.

Bristol-Briefe.

Der Dritte.

Berlin W., Hotel Bristol.

Liebste Leonie!

Erschrick nicht, wenn Dich in Deinem Londoner Königstraum mein Brief mit dem Stempel „Berlin" stört, auch fürchte heute nicht, wieder etwas über „Hekuba aus Schilda" zu hören, denn einmal bin ich sehr beeilt, weil ich nach Paris will und zwischen Koffern und Kisten Dir schreibe — und dann habe ich heute ein Ereignis zu schildern, das so schön, so wohlgelungen, ein so seltenes événement für Berlin war, daß kein Mißton hier hineinklingen soll.

Ich will Dir — es wird Dich ja als Londoner Mitglied des Lyzeum-Clubs in Piccadilly außerordentlich interessieren — rasch den Fünf-Uhr-Tee beschreiben, zu dem der Vorstand des Berliner Lyzeum-Clubs gestern nachmittag in das Hotel Adlon geladen hatte. — Es war ein Gedanke, wie ihn eben vornehme Frauen wohlüberlegt und auch ebenso geschickt ausgeführt hatten.

Das Hotel bot dieses Mal wirklich einen Anblick, der mit den berühmten Empfängen in Carlton und Bridgewaterhouse jeden Vergleich aushalten könnte, denn, ich hebe gerade letzteres hervor — es machte wirklich nicht (an das berühmte Raziyill-Wort erinnernd) den Eindruck eines in einer „auberge" stattfindenden route's, sondern — dank dem Geist und der Liebenswürdigkeit der Empfangsdamen — verspürte man überall ein „at home".

Du wirst neugierig sein, zu wissen, wer da war. Lieber Himmel! Ich glaube über fünfzehnhundert Besucher. Die Damen allerdings sehr in der Mehrzahl. Aber es war dennoch außerordentlich amüsant und interessant, denn wohl alles, was es in Berlin Bedeutendes und Schönes gibt, war erschienen.

In dem hübschen Vorzimmer machte Frau Kommerzienrat Heyl in violettfarbenem, mit prachtvollen venezianischen Spitzen besetztem Kleide die Honneurs den Gästen, die in unaufhörlichen Scharen in die Marmorhalle fluteten.

Die junge hübsche Prinzessin Albert von Schleswig-Holstein war in schwarzer Sammetrobe mit großem Rembrandthut erschienen — Frau Staatssekretär von Bethmann-Hollweg in hellgrünem, fließendem Crepe de Chinegewande. Der Gesandte am Weimarer Hof, Graf Wedel, führte seine schöne Gemahlin, die in perlgrauer Crepe de Chinetoilette mit großem Rembrandthut erschienen war, die schöne Tochter der Gräfin von der Gröben, welche in ihrer lichten, chantillyverbrämten Atlasrobe noch immer jene holde, rassige Schönheit verkörpert, deren berückenden Zauber einst Horowitz auf seinem unerreichten Gemälde festhielt. Die blonde Gräfin Castell-Isenburg erregte in dunkelroter Toilette mit schwarzem Hut allgemeine Bewunderung — Gräfin Scheel-Plessen war in lichter Toilette mit märchenhaften Perlen geschmückt — Frau von Wesendonk schmückte schwarzer Sammet — ihr zur Seite glänzte das schöne Töchterchen. — Gräfin Keller erregte in einem wundervollen Türkisenschmuck allgemeine

Bewunderung. — Auch Frau Schmidt-Burcklyn trug diese Steine in künstlerischem Kontrast zu einer rötlichen Toilette. — Frau von Stumm hatte ein schwarzes Kleid, mit Hermelin verbrämt, angelegt — Frau Generalin von Pfuhl war in rötlichem Kleide erschienen — Gräfin Willy Kanitz in einem prächtigen spitzengarnierten Gewande. — Ferner waren der Schweizer und belgische Gesandte mit ihren Gemahlinnen gekommen. — Frau von Schwabach sah bildschön in ihrer schwarzen Toilette mit kleinem Pelzmützchen aus — Frau Konsul Wedekind in pastellfarbenem Kleide, mit prachtvollem Perlschmuck und Gräfin v. York in dunkelgrünem, pelzverbrämtem Kleide, rechtfertigte wieder den Ruf, einstens Petersburgs gefeierteste Schönheit gewesen zu sein. — Frau James Hardy in dunkelviolettem Sammet, in ihrer rassigen Schönheit erinnerte wieder an jene großen internationalen Damen der haute finance, wie man sie in London, Paris und Wien so häufig und in Berlin — fast gar nicht sieht. — Frau v. Siemens hatte ihre blonde Schönheit in ein helllila Gewand gehüllt, das reizende Fräulein Bernard sah wunderhübsch in einem sehr aparten dunkelgrünen Sammetkleid aus, Frau Prof. Schaper trug hellblaue Seide und Frau Ida Herz' vornehme Anmut und feine Schönheit wurde durch die große Einfachheit ihrer Kleidung außerordentlich gehoben, und die hübsche junge Frau Hecht sah wie immer reizend aus.

Ich schreibe und zähle Dir hier nur den zehnten oder zwanzigsten Teil alles Erblickten auf, aber Du wirst verstehen, daß dies ein für Berlin wirklich kaum dagewesener gesellschaftlicher Erfolg der Frau im allgemeinen und des Lizeums-Clubs im besonderen war. Für diese paar Stunden habe ich Dich, die sich sicher wieder von Brighton nach London begeben hat, wirklich nicht beneidet — und so schließe ich für heute mein Schreiben, das keinen Brief, sondern eigentlich nur eine Ansichtspostkarte vom Lizeum-Club-Tee bedeuten soll.

Meine nächsten Zeilen erzählen Dir, aber erst nach Weihnachten, von Paris und — Berlin, falls Du nicht vorziehst, zu schreiben

Deiner
Violette.

An Mrs. Leonie King,
Brighton, Metropole Hotel
F. s.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feftl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Der heutigen Nummer liegen fünf Sonderprospekte bei: 1. Der **Dietrich'schen Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig, Inselstr. 10,** betr. Goethe-Kalender; 2. der Fa. **Fritz Eckardt, Verlag, Leipzig, Querstr. 4—6,** betr. „Die Werke der klassischen deutschen Philosophie"; 3. des Verlages **Schuster & Löffler, Berlin, Bülowstr. 107,** betr. „Leo Gilbert — Seine Exzellenz der Automat", Ein phantastisch-satirischer Roman; 4. des Verlages **Gustav Lammers in München,** betr. „Allgemeine Rundschau über Land und See"; 5. des Verlages **Georg Merseburger, Leipzig,** betr. Alexander L. Kiellands sämtliche Werke, auf welche wir noch besonders hinweisen.

Aus dem Inhalt der Weihnachtsnummer 28/29:

Karl Lamprecht	Fortschritte des liberalen Denkens	Richard Wagner	Unveröffentl. Briefe
Georg Brandes	Lebenserinnerungen	August Strindberg	Meine Karikatur und anderes
Friedrich Nietzsche	„Beschwörung" (Unveröffentlichte Komposition)	Auguste Rodin	Aus meiner Skizzenmappe
Max Liebermann	Aus meiner Skizzenmappe	Richard Dehmel	Gottesnacht (5 März.)
		Ernst Schur	Das Problem der Ehe
		Carl Hauptmann	Michael (Roman)

Marquardt & Co., Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.